

Studienreise nach Deutschostafrika im Sommer 1912.

Von Direktor Studienrat Professor Dr. Wolf.

Meine ersten Pläne für eine Studienreise nach den deutschen Kolonien entstanden vor mehr als 25 Jahren, als ich an meiner früheren Wirkungsstätte Meissen im dortigen Gewerbeverein eine Reihe von Vorträgen über das Auswanderungswesen und die deutsche Kolonialpolitik hielt. Die Pläne gewannen greifbare Gestalt, nachdem mein Sohn (seit 1906) in den Verwaltungsdienst Deutschostafrikas getreten war. Das Jahr 1912 brachte die Erfüllung langgehegter Wünsche und die Durchführung jahrelang erwogener Pläne. Das Kgl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts erteilte mir auf mein Ansuchen für die Zeit vom 23. Mai bis 3. Oktober bedingungslosen Urlaub. Realschulkommission und Stadtrat zu Rochlitz waren in ihren Beschlüssen meinem Unternehmen förderlich. Ich unternahm die Reise in Begleitung meiner Tochter Johanna, der dabei die besondere Aufgabe zufiel, im Verkehre mit den Eingeborenen und insbesondere mit unseren Reiseboys als Kisuaheli-Dolmetscherin ihres Amtes zu warten. Die Durchführung der Reisepläne wurde ganz besonders dadurch gefördert, daß mir das Reichskolonialamt einen „Kolonialpaß“ ausstellte, nach welchem die oberste deutsche Kolonialbehörde sämtliche Zivil- und Militärbehörden Deutschostafrikas ersuchte, mich und meine Tochter „frei und ungehindert reisen und uns nötigenfalls Schutz und Beistand angedeihen zu lassen“. Herr Geheimer Oberregierungsrat Dr. Heinke aus dem Reichskolonialamt hatte mir weiter mit einem liebenswürdigen Briefe noch ein besonderes Empfehlungsschreiben an den stellvertretenden Gouverneur, Herrn Geheimrat Methner, übergeben. Herr Geheimrat Methner, ehemaliger Bezirksamtmann von Moschi, gab mir auf Grund seiner großen Erfahrung im Kilimandscharo-Gebiet wertvolle sachkundige Ratschläge und wies die Bezirksamter von Tanga, Wilhelmstal und Moschi, sowie die Direktion des Kaiserlichen Biologischen botanisch-landwirtschaftlichen Instituts zu Umani an, mir für meine Studienreise förderlich zu sein und mir über Land und Leute, sowie über die wirtschaftlichen Verhältnisse die von mir gewünschte Auskunft zu erteilen. Diese Förderung ist mir durch die Herren Bezirksamtmänner Dr. Knaaf von Moschi, Dr. Nöbel von Tanga und Freiherrn von Vieberstein in Wilhelmstal, sowie von Herrn Vommel, als dem stellvertretenden Leiter des Instituts zu Umani (der Direktor, Herr Professor Zimmermann, war auf Dienstreife) in reichstem Maße zuteil geworden, namentlich aber vom Vorstande des Wilhelmstaler Bezirksamtes und seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin. Die Deutschostafrikanische Gesellschaft stellte mir für ihre Geschäftsstellen in Dar-es-Salaam und Tanga Empfehlungsbriefe aus. All diesen Förderern meines Unternehmens sage ich noch hierdurch meinen ergebensten Dank. Ganz besonders aber danke ich dem in der ganzen Deutschostafrikanischen Kolonie in größtem Ansehen stehenden ehemaligen Gouverneur Deutschostafrikas, Excellenz von Liebert, für all die wichtigen Ratschläge zur erfolgreichen Durchführung meiner Reisepläne.

Der Reise selbst lag folgender Plan zu Grunde. Zur Vermeidung des Südost-Monsuns im Indischen Ozean und zugleich der Sommerhitze des Roten Meeres wurde die Ausreise von Hamburg über die Kanarischen Inseln und Kapstadt gewählt. Hierdurch wurde zugleich ein wenn auch nur flüchtiger Besuch von Deutschsüdwestafrika, sowie von den englischen Kolonien im Süden und den portugiesischen Kolonien im Osten Afrikas ermöglicht. Der Besuch von Deutschostafrika war auf $1\frac{1}{2}$ Monat berechnet und eine Dreiteilung der Zeit für den Süden, die Mitte und den Norden gedacht. Wegen ungünstiger Verkehrsverhältnisse mußte der Besuch des Südens (Vindi, Mikindani) unterbleiben, und der Besuch der Mitte konnte sich nur bis zum Ulugurungebirge erstrecken, nicht wie anfänglich geplant, bis zum Großen Graben bei Kilimatinde. So entfiel schließlich für die Mitte der Kolonie eine Reisezeit von 2, für den Norden von reichlich 6 Wochen. Die Heimreise sollte durch das Rote Meer und das Mittelmeer, die Straße von Gibraltar, den Atlantischen Ozean nach Hamburg erfolgen. Für die Heimreise wurde der längere Wasser-

weg um die Spanisch-Portugiesische Halbinsel gewählt, damit wir uns allmählich wieder an unser kühleres heimisches Klima gewöhnen konnten. Die Seefahrt bot folgende Anlegeplätze und Landungsmöglichkeiten: Antwerpen, Southampton, Las Palmas, Santa Cruz auf Tenerife, Swakopmund, Lüderitzbucht, Kapstadt, Port Elizabeth, East London, Durban, Laurenco Marquez, Beira, Chinde für Quelimane am Sambesi, Mozambique, Sansibar, Daresalam, Tanga, Kilindini für Mombasa, Aden, Suez, Port Said, Neapel, Marseille, Tanager, Southampton und Blissingen. Nach dieser Planung dauerte die Reise zu Wasser 80 (Abfahrt Hamburg 25. Mai, Ankunft Daresalam 13. Juli; ab Tanga 1. September, an Hamburg 1. Oktober), die Reise zu Land rund 50 Tage.

I. Die Ausreise.

Die Reise begann mit einem besonders guten Zeichen. Es war uns in Hamburg vergönnt, am 23. Mai den Ruhmestag sowohl für den Wagemut weitblickenden deutschen Handelsgeistes, wie auch für die Leistungsfähigkeit deutscher Industrie zu erleben, als der Riesendampfer „Imperator“ seinem Elemente übergeben wurde (Länge 269 m, Breite 30 m, Masthöhe vom Kiel bis zum Flaggenknopf 63 $\frac{1}{2}$ m, Größe 50 000 Tonnen, Besatzung 1100 Mann, kann 4100 Passagiere aufnehmen). Auf einer der Ehrentribünen konnten wir dem unvergleichlichem Schauspiel in nächster Nähe mit beiwohnen, dem durch die Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers eine besondere Weihe gegeben wurde.

Es möge mir hier vergönnt sein, aus der Taufrede, gehalten vom Hamburger Bürgermeister Dr. Burchard, den Schluß zu wiederholen, in dem das Ereignis als der Ausdruck der Friedensmacht des deutschen Kaisertums gefeiert wurde:

„In seinen gewaltigen Abmessungen ragt dieses Schiff empor aus der Menge aller übrigen Schiffe, wie der Sterne Schar um die Sonne sich stellt, wie der Kaiser dasteht unter den deutschen Fürsten. Schon jetzt ist es ein Triumph deutscher Schiffbaukunst, ein Beweis zuversichtlicher Verkehrsfreudigkeit, erfolgreichen deutschen Wettbewerbes und zukunftsfroher Machtstellung auf allen befahrenen Meeren. Vor allem aber stellt dies Schiff sich dar als eine Schöpfung hochkultivierter Friedenszeit und des unter dem Schutze der Kaisermacht blühenden selbstbewußten deutschen Bürgertums. Unter dem Schutze der Kaisermacht, unter den Auspizien Euerer Majestät hat sich die glänzende Entwicklung vollzogen, der wir unsere Kriegsmarine und unsere stolze Handelsflotte verdanken. Euerer Majestät wird vor dem untrüglichen Urteil der Geschichte der Ruhm verbleiben, den bis dahin nur an den Küsten gepflegten maritimen Gedanken in das Reich hineingetragen, das ganze deutsche Volk dem Meere vermählt zu haben. Dafür ist Euerer Majestät besonders Hamburg dankbar. Aus dem Schlosse zu Versailles schrieb dem Senat der große Kaiser, das Deutsche Reich werde, wie er vertraue, ein Reich des Friedens und des Segens sein. Das ist es gewesen. Des zum Beweise wird dies Schiff jetzt seinem Elemente übergeben. Auch in ihm verkörpert sich die Friedensmacht des deutschen Kaisertums.“

So tauche in die Wellen, du gewaltiges Schiff. Sonnenbeglänzt und erfolgreich, wie unseres Kaisers geegnetes Leben, sei deine Meerfahrt, und würdig sollst du dich erweisen allewege deiner alten Sturm- und wetterbewährten Heimat. Die höchste Ehre soll dir werden. Deutschlands Kaiser will zu dir reden, und stolzen Klanges wird dein Name sein. Mit des Kaisers Majestät bist und bleibst du unlöslich verbunden.“

Bei höchstgespannter Erwartung der nach Tausenden zählenden Menge trat nun der Kaiser vor den Steven des Schiffes, und mit den Worten: „Ich taufe dich Imperator“ löste er die Wurfvorrichtung aus, und eine Flasche deutschen Schaumweins wurde gegen den Bug des Schiffes geschleudert und zerplittert. Die Menge brach in laute Hurrarufe aus, die in ein begeistertes Kaiserhoch ausklangen.

Unvergeßlich war der Augenblick, als nunmehr der Riese ins Wasser glitt.

Die Ausreise erfolgte am 26. Mai mit dem Reichspostdampfer der Deutschostafrika-Linie „Admiral“, mit dem wir bereits zweimal größere Seereisen unternommen hatten und der unter der sicheren Führung Kapitäns Kley niemals das Gefühl von irgend einer Seebangigkeit aufkommen ließ, trotz des kurz vorher erfolgten Titanic-Unglückes.

Ein ganz besonderer Glücksumstand war es für uns, daß auf gleichem Schiffe von Antwerpen aus die Expedition des Reichskolonialamtes mit nach Deutschsüdwestafrika (Lüderitzbucht) reiste, bestehend aus Exzellenz Dr. Solz, Herrn Geheimen Oberregierungsrat Meyer-Gerhard (früherem Oberrichter von Deutschsüdwest), Herrn Ministerialrat Dr. Wolf, einem der Vertreter Bayerns im Bundesrate, und dem Vizepräsidenten des Kolonialvereins General z. D. Exzellenz von Gayl. War manche wichtige schwebende koloniale Frage wurde da in zwangloser Aussprache behandelt, vor allem die der zweckmäßigen Beleihung der Farmen und die Begründung eines Landeskreditinstitutes. Da sich auf dem Schiffe zahlreiche alte Südwestler befanden, die von der alten Heimat zur neuen zurückkehrten, kamen alle Sorgen, wie auch alle Hoffnungen der Kolonisten zur eingehenden Besprechung, so besonders das wichtige Kapitel über die beste Wasserbeschaffung für die Farmen. Auffallend war hierbei das Ueberwiegen der Wünschelrutten-Anhänger v. Uslars. Im

Gegenüber zu dieser Anschauung versprach sich der auf dem Schiffe gleichfalls mit anwesende wissenschaftliche Wasser-Ingenieur v. Zvergern auf Grund seiner vieljährigen Tätigkeit in Deutschsüdwest große Erfolge durch die Anlage von Grundschwelen und Grundsperrern zur Anstauung des Grundwassers, wie es praktisch schon auf den Farmen Otjitambi (Farmer Schlettwein), Wilhelmstal (Heinke), Ongombomboro (Basche), Onjossa (Steinbach), Paris (Erdmann) u. s. w. erprobt sei; die teureren Talsperren könnten nicht auf große Erfolge rechnen, weil die offenen Staubecken eine viel zu große Verdunstungsfläche hätten, was bei Grundwasserstauungen nicht der Fall sei. Jeden Tropfen atmosphärischen Niederschlages sofort zur Grundwasserschicht abzuführen und dort zu stauen, sei die Hauptsache. Die Neuordnung der Diamantensteuer fing, von den Kanarischen Inseln, besonders aber von Swakopmund ab in den Vordergrund zu treten, als die der Expedition des Kolonialamtes entgegengekehrten Diamanten-Interessenten an Bord kamen.

Ueber die Art und den schwierigen Betrieb der Straußenzucht, auf welche man für Deutschsüdwest große Hoffnungen setzt, sich zu unterrichten, war auf dem Schiffe reichlich Gelegenheit, besonders bei einem unserer Mitreisenden (Straußenkönig von uns genannt), der seit 1875 in Britisch-Südafrika weilte und zur Zeit Mitbesitzer einer Großhandlung für Straußenfedern und von 4 großen dortigen Straußenfarmen ist. Der Erfolg hängt darnach wesentlich von der Güte der Zuchtstraußen (Wert bis 20 000 *M*) ab, über welche Herdenbücher zu führen seien, wie bei der heimischen Pferde- und Rindzucht. Jedem Strauß würden in je 2 Jahren nach und nach dreimal sämtliche Federn mit der Schere abgeschnitten (nicht ausgerauft). Das Ausbrüten der Eier erfolge durch die Tiere selbst oder in Brutöfen; das Ausbrüten durch die Sonne sei in das Gebiet der Fabel zu verweisen. An rohen Federn kommen aus Britisch-Südafrika rund für 40 Millionen *M* auf den Weltmarkt, davon nach Deutschland ungefähr für 10 Mill. *M* (1909: 9,8 Mill. *M*). Aus Deutschsüdwest betrug die Ausfuhr von rohen Straußenfedern:

	kg	<i>M</i>
1898	915	53 220
1901	1888	70 871
1904	539	28 706
1907	477	40 542
1909	358	34 928

Diese Ausfuhrwerte sind immerhin noch bescheiden. Hierbei darf aber nicht übersehen werden, daß bisher die Produktion sich wesentlich im Rahmen des Versuchs gehalten und daß der Aufstand der wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes Wunden geschlagen hat, die jetzt noch nicht vernarbt sind.

Die geographische und geologische Ähnlichkeit unserer Deutschsüdwest-Kolonie mit den benachbarten britischen Besitzungen gibt zu der Annahme Berechtigung, daß auch diese in ihrem Boden große, abbauwürdige Mineralschätze birgt, die zur Zeit nur noch nicht erschlossen sind. Mancher Farmer sagte mir, daß er hierauf große Hoffnung setze. Von wesentlicher Bedeutung kommt Deutschsüdwest für unsere Industrie als Kupferland in Frage. Um den wachsenden Ansprüchen seiner Industrie zu genügen, mußte Deutschland in steigendem Maße Rohkupfer einführen und zwar vornehmlich aus den Vereinigten Staaten, deren Kupfererzeugung zurzeit mehr als zwei Drittel des Weltverbrauchs befriedigt. So betrug die Gesamteinfuhr nach Deutschland im Jahre 1908 157 700 Tonnen (1 t = 1000 kg) im Werte von 194,8 Mill. *M*; 93 % der Einfuhrmenge entstammten den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Diese Zahlen zeigen, daß sich die Deckung des deutschen Kupferbedarfs zurzeit unter Umständen vollzieht, die unsere Industrie schwer belasten und für die regelmäßige Entwicklung unseres Wirtschaftslebens eine große Gefahr bedeuten. Je mehr die kupferverarbeitende Industrie, besonders die elektrische, erstarbt, um so wichtiger ist es, Deutschlands Kupferversorgung auf eine gesündere Grundlage zu stellen. Erfreulich ist da zu hören, daß im gleichen Jahre aus Deutschsüdwest 31 003,9 t Kupfererze im Werte von 6 296 000 *M* zur Verschiffung gelangt sind.

Von den berühmten Nebeln vor der Küste von Deutschsüdwest, die fast in keiner Schilderung fehlen, ist von uns nichts beobachtet worden. Die Küste lag klar vor uns. Swakopmund, wo sich die meisten auf dem Schiffe befindlichen Südwestler ausschiffen ließen, lag ganz in der Ferne, in Grün gebettet; bei Lüderitzbucht war aber die ganze Landschaft Grau in Grau gemalt. Wenngleich Lüderitzbucht am Hange der Buchtberge sehr malerisch daliegt, verliert man doch beim Betreten des Ortes jede Neigung zur Schwärmerei, wenn man auf den Straßen fußhoch im Sande waten und die Felsenhöcker umgehen muß, die aus dem Straßensande hervorragen, oder auf den Fußbahnen wandelt, die mehr Unterbrechungen als Zusammenhang zeigen. Aus dem öden Fels- und Dünenpanorama des Hafens erhebt sich als Wahrzeichen der Nautilushügel, zu dessen Füßen einst die erste deutsche Niederlassung Angra Pequena

stand, die der wagemutige Bremer Kaufmann Lüderitz geschaffen. Was er gebaut, ist verschwunden; nur der Friedhof, einsamer als der der Heimatlosen zu Sylt, erinnert an die Stelle, wo in Südwest erstmalig die deutsche Flagge gehißt wurde. Mitten an der Bucht liegt der Diamantberg, seit altersher so geheißenen, der aber erst 1908 seinen Namen rechtfertigte, als man die Bahn nach Keetmanshoop baute und ein Kapnegger die ersten Diamanten fand. Aus der Sandwüste Namib um Lüderitzbucht, 1000 km lang, war über Nacht das „deutsche Diamantenland“ geworden. Eine kurze Wanderung durch die ganz junge Stadt in der Richtung nach der Namib war trotz des Dredgeländes doch sehr interessant und belehrend.

Das Vorkommen von Diamanten ist für die Kolonie von großer finanzieller Bedeutung, wurden doch 1909 an ungeschliffenen Edelsteinen dieser Art 109,43 kg ausgeführt, die nach den Schätzungen des Zollamts Lüderitzbucht einen Wert von 15 435 522 *M* darstellten. Wenn die Diamantlager erschöpft sein werden, wird hoffentlich die Tierzucht in Deutschsüdwest für das Mutterland die wünschenswerte Bedeutung erlangt haben und unsere heimische Industrie mit nennenswerten Mengen von Fellen und Rohwolle versehen können. An dem Beispiele der englischen Kapkolonie kann man sehen, zu welchem günstigen Ergebnisse eine geregelte Viehzucht führen kann und wird. Auf Grund der vielseitigsten Erkundung zur Sache ist aber den Deutschen, die sich in Deutschsüdwest niederzulassen gedenken, dringend zu raten, sich vor der Auswanderung schon in der deutschen Heimat landwirtschaftliche Kenntnisse und Fertigkeiten anzueignen, auch in der Kolonie nicht sogleich an den Kauf einer Farm, sondern zuerst möglichst in dienstliche Stellung irgend einer Art zu gehen, um erst praktisch den völlig veränderten dortigen landwirtschaftlichen Betrieb kennen zu lernen; wenn sie dann als Verwalter und später als Pächter einer Farm sich weiter eingearbeitet haben, dann erst können sie an den Kauf einer eigenen Farm denken. Gar mancher Neufarmer hat bei den dortigen teuren Preisen für Zuchtvieh und landwirtschaftliche Geräte, sowie aller Bedürfnisse des täglichen Lebens, den hohen Löhnen, der schwierigen Wasserbeschaffung und vor allem bei dem hohen landesüblichen Zinsfuß für Darlehen (mindestens 10 % bilden die Regel) in kurzer Zeit ein Lehrgeld zahlen müssen, das das gesamte mitgebrachte Betriebskapital völlig verschlungen hat.

Kapstadt, wegen seiner Lage oft gerühmt, hat auf uns nicht den überwältigenden Eindruck gemacht, wie er so oft geschildert worden ist. Die gleichförmige Linienführung des Tafelberg-Massivs, das zudem fast immer durch den aufsteigenden Rauch der davor liegenden Stadt verschleiert erscheint, beeinträchtigt wesentlich das Gesamtbild. Dazu kommt noch, daß man sich vom Hafen aus auf einem mehrere Kilometer langen Wege durch fußhohen schwarzen Straßenstaub arbeiten muß, ehe man zur Stadt gelangt. Die Fahrt in die Umgegend, besonders nach dem Seebad mit seinem tadellosen Strande am Fuße der vielgestaltigen Berggruppe der „zwölf Apostel“ verjähnte uns in etwas mit dem ungünstigen Eindrucke des Gesamtbildes. Von ganz besonderem Interesse waren dem Geographen und Botaniker die Hänge des Tafelberges und die Gärten der Willen-Stadtteile mit ihrer reichen Flora während des zurzeit herrschenden südlichen Winters, besonders im Gegensatz zu der vegetationslosen Küste von Lüderitzbucht, das wir kurz vorher verlassen. Die umfänglichen Hafenanlagen, die jedem großen Ozeandampfer verstaten, zur Lösung seiner Güter Hafendämme mit Gleisanlagen benutzen zu können, kennzeichnen die Bedeutung von Kapstadt für den Welthandel. Der Einfluß der jetzt im südafrikanischen Staatenbunde herrschenden Buren, die aus ihrem unglücklichen Kriege mit England schließlich doch zuletzt als Sieger hervorgegangen sind, ist für die weitere Entwicklung von Kapstadt nicht bedeutungslos geblieben, und die auf Kosten dieser Stadt erfolgte rasche Entwicklung von Port Elizabeth, East London, vor allem aber von Durban ist der sprechende und sichtbare Beweis dafür.

In Port Elizabeth bot sich die günstige Gelegenheit, um über den Straußenfederhandel der Kapkolonie unterrichtet zu werden; denn dieser Platz ist der Mittelpunkt hierfür. Jährlich gehen von hier aus für 40 Millionen Mark Straußenfedern ins Ausland. Wir hatten Gelegenheit, im Federjaale des Stadthauses der Federauktion unter den Großhändlern für diese wertvolle Ware beizuwohnen, nachdem wir vorher die auf langen Tafeln in Stößen ausgelegten Federn (im Werte von vielleicht 1 Million Mark) gründlich in Augenschein genommen hatten und unter besonderer Anleitung unseres federkundigen Kapitäns Kley in die Geheimnisse der Bewertung von Rohfedern eingeführt worden waren.

Den englischen Städten auch im Süden Afrikas sind die großen Parkanlagen in besonderem Maße eigentümlich die Erholungsstätten der weißen Bewohner an den Sonn- und Festtagen. Wir besuchten sie in Port Elizabeth und East London und waren erstaunt über den Umfang dieser Anlagen für diese Städte mit rund 50 000 Bewohnern, den Reichtum der vertretenen Baum- und Staudenformen und die geschmackvolle Gestaltung der an die Grasflächen geschlossenen Pflanzgruppen von Pflanzen. Dem Naturwissenschaftler

und Geographen boten sie eine reiche Fundgrube seines Wissens; dem Volkswirtschaftler waren sie ganz besonders interessant, einmal aus Gründen der öffentlichen Gesundheitspflege und dann aus Gründen der Volkserziehung: Nirgends Tafeln mit dem „Verboten“, den meterlangen Bekanntmachungen und den guten Ratsschlägen über das von den Behörden gewünschte Wohlverhalten der Parkbesucher, wie daheim — und trotzdem allüberall die peinlichste Ordnung!

Durban, an einem großen Naturhafen und dem natürlichen Treffpunkt aller Verkehrslinien in das Innere vom englischen Südafrika gelegen, Ausgangsstelle für lohnende Jagd auf Walfische, das vornehme Seebad des Südens ist mächtig im Aufschwunge begriffen und bedeutet für Kapstadt eine empfindliche Konkurrenz. Wir besuchten von Durban aus die in der Richtung nach Ladysmith gelegene und von Pinetown in einstündiger Wagenfahrt erreichbare deutsche Trappistenniederlassung Mariahill, ein Denkmal deutschen Fleißes inmitten einer ehemaligen Wildnis. Als eine großzügig angelegte praktische Erziehungsstätte der Eingeborenen-Arbeit, ausgestattet mit allen Hilfsmitteln des modernen Gewerbes, ist die Niederlassung im Stande, aus sich selbst heraus reale Werte in solchem Umfange zu schaffen, um die Erweiterung und Ausgestaltung der Siedelung aus eigenen Mitteln bewirken zu können und innerhalb von 29 Jahren bewirkt zu haben. Wir besuchten hier unter sachkundiger Führung die Schneiderei (25 Nähmaschinen, angetrieben durch Petroleummotor) und Kunststickerei, Gärtnerei, Schmiedewerkstatt, Schlosserei, Spenglerei, Schreinerei, Wagenbauerei, Glaserei und Glasmalerei, Gerberei, Schuhfabrik, Bäckerei (mit Knetmaschine), die Ziegelei (Herstellung von Kunstziegeln) den Steinmeßplatz und die Mühle, die beiden völlig neuzeitlich ausgestatteten Schulen für die 200 eingeborenen Jungen und 170 Mädchen, die Wasserversorgungsanlagen, die Krankenhäuser, die Stallungen (Pferde, Rinder, Ziegen, Schweine) und Pflanzungen (Mango, Bambus, Apfelsinen, Zitronen, Ananas, deutsche Gemüsepflanzen). Sämtliche Arbeitsabteilungen waren von zahlreichen eingeborenen Arbeitern und Arbeiterinnen besetzt, die unter der Anleitung von deutschen Meistern und Künstlern (Architekten, Malern, Bildhauern) im Mönchsgewande arbeiteten. Man glaubte sich hier in ein deutsches Kloster des Mittelalters versetzt. Mit dem Ausdruck besonderer Hochachtung schieden wir von dieser deutschen Kulturinsel; wir bedauerten nur, daß sie englischem Kolonialbesitz zugute kam.

Das portugiesische Ostafrika nimmt durch den Anschluß der Küste an die großen Binnenbahnen Südafrikas und die Entdeckung des Kupferlandes Katanga einen recht bemerkenswerten Aufschwung, wie aus dem überall beobachteten großen Güterumschlage erkennbar war. Daß an allen 3 Hafenplätzen (Laurenzo Marquez, Beira, Mozambique), die wir anliefen, die Mehrheit der großen Dampfer die deutsche Flagge zeigte, war uns ein recht erfreuliches Zeichen. Weniger erfreulich erschien uns die Mitteilung, daß hier in steigendem Maße englisches Kapital zur Anlage kommt; das ist für die Zukunft des Gebietes von Wichtigkeit und für Deutschland nicht gerade vom Vorteil.

Der letzte Hafenplatz der Ausreise war Sansibar, an einer westlichen Bucht der gleichnamigen langgestreckten Insel gelegen und bewohnt von einem Völkergemisch afrikanischen und asiatischen Ursprungs, wie es sich in dieser Art auf der Erde kaum wieder vorfindet. Die Stadt wird von schmalen und krummen Straßen durchzogen, um möglichst viel Schatten zu bieten, auf denen sich trotz des beschränkten Raumes ohne Drängen der große Verkehr abspielt; die Straßenhaft des Europäers kennt der Orientale in seiner beneidenswerten Gemächlichkeit nicht. Sansibar bringt als einziges selbstgewonnenes Produkt in größeren Mengen die Gewürznelke zur Ausfuhr, 1909 für 400 Mill. *M.*, davon nahezu die Hälfte für Indien, die andere nach London, dem Mittelpunkt des Nelkenhandels der Welt. Die Bedeutung Sansibars ist in seiner Geschichte begründet und liegt in seiner Stellung als großer Umschlagplatz für ganz Ostafrika. Diese Stellung erhielt sich fast bis 1890, da bis dahin kein Festlandshafen eine regelmäßige Dampferverbindung mit Europa hatte. Seit dieser Zeit beginnen die Bestrebungen, Sansibar aus seiner Umschlagsbedeutung für den ostafrikanischen Küstenhandel auszuschalten: Durch den Ausbau der Küstenhäfen Tanga und Dar-es-salam, den Bau von Eisenbahnen in das Innere von diesen Plätzen aus, durch direkte Dampferlinien nach Deutschland und durch regelmäßig verkehrende Küstendampfer als Warezubringer für die großen Dampfer. Wenn sich Sansibars Bedeutung nur ganz allmählich vermindert, so ist das darin begründet, daß sich der dortige Handel nur langsam von der altgewohnten Einrichtung zu trennen vermag, zumal er in der Hauptsache in den Händen indischer und in Sansibar ansässiger Großfirmen liegt, die auch bedeutenden Einfluß auf den Küstenhandel besitzen. Den mächtigsten Schlag erhält Sansibar durch den Ausbau des englischen Hafens zu Kilindini, dem Ende der Ugandabahn bei Mombasa. Beschleunigt wird die abnehmende Handelsbedeutung Sansibars durch die Schutzmaßnahmen, die wiederholt, so 1905 und 1906, wie auch 1912, wegen der dort fast nie zum Aufhören kommenden Pest getroffen werden mußten und jetzt noch getroffen werden müssen. So sank in den Jahren 1905 und 1906 der Anteil der Insel an der Einfuhr von

Deutschost auf 28 und 17 %, an der Ausfuhr auf 38 und 18 %. Daß unter diesen Umständen bei den indischen Sausibariten der Wunsch nach einer Angliederung an das deutsche Schutzgebiet bestehen soll, ist leicht erklärlich. Während unseres afrikanischen Aufenthaltes brachten die dortigen Zeitungen hierauf bezügliche Andeutungen.

II. In Deutschostafrika.

Bei dem großen Umfange meiner Beobachtungen und Erlebnisse im deutschostafrikanischen Schutzgebiete, die sich nicht in dem engen Rahmen dieses Schulberichtes niederlegen lassen, kann ich leider hier meine Darstellungen nicht an meinen Reisetweg binden, wie ich das bei meinen hiesigen und auswärtigen Vorträgen über meine Studienreise tue, die durch eine reiche Anzahl bunter Lichtbilder, entstanden aus meinen eigenen photographischen Aufnahmen, unterstützt werden. Für hier gedenke ich die ethnographischen Beobachtungen gänzlich auszuschalten und nur zu behandeln 1) das Küstengebiet, 2) den Urwald, 3) die Kolonie als deutsches Wirtschaftsgebiet und 4) die Kolonie als deutsches Siedlungs- und Touristengebiet. Selbstverständlich kann von einer erschöpfenden Darstellung der im Vorstehenden angedeuteten geographischen, wirtschaftlichen und kolonialen Fragen nicht die Rede sein. Für hier handelt es sich nur um Selbsterlebtes, Selbsterfahrenes oder Selbsterörtertes. Die angeführten Zahlen sind nach den Zusammenstellungen des Kaiserlichen Statistischen Amtes, herausgegeben vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee, angeführt worden, zugleich mit Benutzung der Verhandlungen des Vorstandes des vorgenannten Komitees für die Jahre 1910—1912, die mir auf mein Ersuchen bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden. Für die Reise selbst war mir das in seiner Anordnung und Durchführung einzigartige und monumentale Kolonialwerk Prof. Hans Meyers „Das deutsche Kolonialreich“ der stetige und unentbehrlichste Freund und Begleiter durch alle bereisten Gebiete, der mich jederzeit nachprüfen und vergleichen ließ, was ich erfahren und beobachtet.

1) An der Küste Deutschostafrikas.

Das Küstenland ist (nach Stuhlmann) der schmale, nur wenige km breite Landstreifen vom Meere bis zu dem nächsten Gebirgsabfall im Innern. Die für hier nur in Frage kommende Strecke dieses Gebietes besteht fast nur aus korallinischem Gestein, ist also neueren Ursprungs. Ein flacher Sandstrand, bei der Flut dem Auge verborgen, legt sich an die kalkige Küste, weit ins Meer hinausragend und die Schifffahrt zur Vorsicht mahnend. Eine landeinwärts liegende bis 25 m hohe Kalk-Geländestufe stellt den Rand des Riffes dar, wo einst das Meer brandete. Das jetzige Ufer wird von einem Riff mit lebenden Korallentierchen gebildet. Zahlreiche kleine Felsen, Inseln und Untiefen begleiten den Strand bis zu einer Entfernung von 5 km. Durch die Angriffe des Meeres, gesteigert durch die Kraft des Monsuns, hat die Küste mancherlei Buchtungen erhalten, die der Klein-Schifffahrt wichtige Ankerplätze bieten. Die wertvollste aller dieser Küstenbildungen im mittleren Gebiete ist die große Bucht von Darassalam, in nördlichen die Bucht von Tanga.

Die Nähe des Meeres, dazu die gleichmäßige Tageslänge und der fast immer hohe Sonnenstand hat zur Folge, daß die Temperaturen der einzelnen Monate nur geringe Unterschiede von einander zeigen, wie aus nachstehenden Zahlen*) hervorgeht:

Orte	Luftwärme					Heißester Monat			Kühlster Monat				
	Jahresmittel	Mittel der täglichen Höchst- | Tiefst-Grade		Dampfdruck Jahresmittel	Luftfeuchtigkeit Jahresmittel	Monat	Luftwärme		Monat	Luftwärme			
		C°	C°				C°	Jahresmittel		Höchst- | Tiefst-Grade	Monatsmittel	Höchst- | Tiefst-Grade	
C°	C°	C°	mm	%	C°	C°	C°	C°	C°	C°			
Tanga	25,4	29,2	22,3	20,1	83	Febr./März	27,3	30,3	24,1	Juli/Aug.	23,4	27,0	20,2
Darassalam	25,2	28,9	22,0	19,5	81	Jan./Febr.	27,3	30,0	24,9	Juli/Aug.	23,0	27,7	19,2

*) Aus dem Sonderabdrucke der vom Kais. Gouvernement herausgegebenen „Auskunft über Deutsch-Ostafrika für Ansiedler und Reisende“, Ausg. 1912. Von der Hauptwetterwarte zu Darassalam überreicht.

Ueber die durchschnittlichen Niederschläge (in mm) in den einzelnen Monaten, sowie im Jahresmittel, zugleich über die große und kleine Regenzeit gibt die nachstehende Zusammenstellung Auskunft.

	Jan.	Febr.	März	Apr.	Mai	Juni	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.	Jahr
Tanga . . .	40	48	97	300	353	61	112	78	75	97	205	58	1524
Daresſalam .	85	53	121	302	195	29	44	28	29	33	74	89	1082

Anzahl der Regentage im Jahre für Tanga 122, für Daresſalam 109.

Zunolge der großen Wärme und hohen Luftfeuchtigkeit ist die Vegetation des Küstenstriches eine reiche; sie setzt am Meere mit Mangrovebedeckten ein, an welche sich nach dem Innern Kokospalmenhaine und Mangobäume schließen.

Die Einfahrt in den Hafen von **Daresſalam** gehört mit zu dem reizvollsten, was nicht nur unsere dortige Kolonie, sondern Afrika überhaupt bietet. Wenn man sich von Sansibar her der deutschen Küste nähert, erscheint diese durch eine grüne, undurchdringliche Mauer versehen, über welche nur die Türme von Kirchen und einzelne hohe Dächer herausragen, die Nähe der Stadt verkündend. Bei einer plötzlichen Wendung des Schiffes öffnet sich wie durch einen Zauberschlag die Küstenmauer und läßt einen schmalen Kanal erscheinen, in den der Dampfer einlenkt, und nun erscheint fast urplötzlich der große Binnenhafen, eingerahmt von den in Palmen eingebetteten und auf hohem Ufer stehenden Häusern Daresſalams. Das vornehme Gouverneurspalais, das einem maurischen Schlosse gleichende Krankenhaus für die Europäer, die Kirchen der evangelischen und katholischen Mission, das Postgebäude, die großen Geschäftshäuser, die weißgetünchten Privathäuser mit ihren luftigen Veranden geben im Verein mit dem Hellgrün der Palmen und dem Dunkelgrün der Mangobäume und dem Tiefblau des Meeres ein Bild wunderbarer Zusammenstimmung nach Form und Farbe, alle Erwartungen, auch die hochgepanntesten, übertreffend. Von berechtigtem Stolge wird man ergriffen, wenn man hier sieht, was deutscher Fleiß und deutsche Kraft in kaum drei Jahrzehnten geschaffen. Ganz besonders aber ist man erfreut, wenn man das Land betritt und auf Schritt und Tritt sieht, daß das äußere Bild der Schönheit mit dem inneren harmoniert und deutsche Ordnung allüberall die Herrschaft führt. Freundliche Straßen, von Akazien eingefast, durchziehen die Europäerstadt, breite und saubere Straßen mit elektrischer Beleuchtung das Eingeborenenviertel. Auf den Straßen herrscht reges Leben, und rasch eilen die Nitschahs (Menschenbröckchen) mit den Geschäftsleuten, Beamten und Militärs nach den Kontoren und Arbeitsstätten und dem Hafen, der ein äußerst belebtes Bild zeigt, das sich auf Kosten von Bagamojo und Sansibar entwickelt hat. Die Hafeneinrichtungen genügen allerdings nicht mehr dem stetig sich steigenden Verkehr, und eine weit in das Hafenbecken bis in das tiefe Wasser hineinragende Mole, an welcher die großen Dampfer direkt anlegen und laden können, ist mehr denn je ein dringendes Bedürfnis. Zur Zeit müssen alle großen Dampfer ihre Ladung zunächst an Leichterkähne abgeben, von denen sie dann an den Ladepier gebracht werden. Das muß natürlich den ganzen Ladebetrieb verteuern, die Warenpreise steigern und außerdem den großen Dampfern viel Zeitverluste bringen. Dem Umfange des Schiffsverkehrs und der Bedeutung des Ortes für den deutschen Welthandel entsprechen auch die Dockanlagen nicht; sie sind viel zu klein, ebenso die Zoll- und Lagerschuppen. Es ist ja ganz gut, wenn dem Deutschen bezüglich der Geldgebarung eine große Vorsicht nachgerühmt wird; hierbei darf aber nicht vergessen werden, daß die Engländer durch großzügigen Geschäftsbetrieb groß geworden sind; wir können in dieser Beziehung von unserem großen Konkurrenten auf dem Weltmarkte sehr, sehr viel lernen. Das „Pole-pole“ (Langsam-langsam) oder „Labda kescho“ (vielleicht morgen) der Suaheli darf nicht zu unserem Leitmotiv für koloniale Maßnahmen werden, die als zwingend erkannt werden müssen.

Daresſalam hatte 1908 ungefähr 25000 Einwohner, darunter rund 1000 Weiße, die Europäerstadt 327 Steinhäuser. Jetzt dürften sich diese Zahlen ganz bedeutend gesteigert haben; trotz reicher Bautätigkeit herrscht Wohnungsmangel; dementsprechend sind auch die Mietpreise sehr hoch (1 kleines Zimmer in abgelegener Straße kostet für den Monat 50 Rupies = 60 M.). Die meisten Häuser sind kellerlos aus Korallensteinen gebaut, die auf den kleinen Inseln in der Nähe gebrochen werden, und mit Zement-Dachziegeln oder Wellblech gedeckt. Auf Förderung der gesundheitlichen Verhältnisse wird ein großes Gewicht gelegt. Für die Europäer besteht ein mit allen neuzeitlichen Einrichtungen versehenes Krankenhaus am Strande, für die Eingeborenen das Sewa-Hadji-Hospital, benannt nach dem Fuder, der dafür das Geld gestiftet hat. Zur Bekämpfung der Malaria und damit der Stechmückengefahr wird unter Strafe gestellt das mehrtägige Stehenlassen offener Wassergefäße, Gossen, Hoftümpel usw., ja sogar das Wegwerfen leerer Tins, Flaschen und Kokoschalen, in denen sich Wasser sammeln könnte. Eine aus Amts- und Privatpersonen bestehende Gesundheitskommission und noch besondere Gesundheitsaufseher (Sanitätsunteroffiziere) gehen all-

jährlich wiederholt von Haus zu Haus, von Hof zu Hof, um die strenge Durchführung dieser Maßnahmen zu überwachen. Krankenschwestern besuchen jährlich wiederholt alle Hütten der Eingeborenen, um Fieberkranke festzustellen und sogleich mit Chinin zu behandeln. Für die Europäerstadt und das ganze Eingeborenenviertel wird die gesamte Müllabfuhr durch die Stadtbehörde besorgt. Daß diese sanitäre Fürsorge gute Folgen zeitigen muß, konnten wir persönlich erfahren, da wir völlig fieberfrei blieben, trotzdem wir keinerlei Chinin zur Vorbeuge eingenommen haben.

Der Wasserversorgung der Stadt wird große Sorgfalt gewidmet. Am Hafen steht ein großer Behälter, mit Wasser von der Halbinsel Kurafini gefüllt und auf Prähmen herübergebracht, das ohne Entgelt zur Abgabe gelangt. Das Krankenhaus gibt keinreies Wasser, durch Filter gewonnen, umsonst ab. Die Eingeborenen schätzen aber besonders das durch Kalk etwas getrübe Wasser bei den Delpalmen, das hier gleichfalls ohne Kosten zu haben ist, in der Stadt aber bezahlt wird (1 Tin = zirka 10 Liter, kostet 5 Heller). Man plant die Anlage einer Wasserleitung, für welche man das Quellgebiet in den Fugu-Bergen sucht.

Für die heranwachsende Jugend bestehen mehrere Spielplätze und -gärten; so ist für die Europäerkinder ein mit Meeresand bedeckter und daher sandloshreier Platz, mit Freiturngeräten versehen, dieser Art geschaffen worden; die katholische Mission besitzt gleichfalls einen Kinderspielgarten und für die evangelische Gemeinde war die Errichtung eines solchen geplant.

Für das religiöse Bedürfnis sorgen die beiden Kirchen, eine evangelische und eine katholische. Nicht gerade angenehm wurden wir berührt, als wir erfahren mußten, daß in der schönen evangelischen Kirche nicht allsonntäglich Gottesdienst stattfinden kann, weil der einzige Pfarrer oft auf Dienstreisen weilen muß, — und das in der Hauptstadt unserer Kolonie! An Schulen besitzt Daresalam eine Volksschule für die Kinder von Europäern und christlichen Syrern, eine Schule für männliche Eingeborene und eine Handwerkererschule, letztere zur Heranbildung von gewerblichen Gehilfen für den europäischen Gewerbetreibenden.

Unter den Betrieben für Europäer stehen obenan ein reichliches Duzend großer Handelshäuser, darunter die Firmen Dsw. Id, Hansing, die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft und die deutsch-ostafrikanische Bank. An größeren gewerblichen oder industriellen Betrieben kommen nur in Frage ein großes Sägewerk, eine Brauerei und eine Möbelfabrik (mit Krafstantrieb). In den Händen von Europäern sind ferner die Gasthöfe und Restaurants, die großen Waren- und Handelshäuser, die photographischen Geschäfte und die Druckerei. Im Verlage der Letzteren erscheint die hochangesehene „Deutschostafrikanische Zeitung“, in welcher alle brennenden und wichtigen Tagesfragen der gesamten Kolonie zur gründlichen und recht sachlichen Behandlung kommen und über die wichtigsten Ereignisse der deutschen Heimat auf Grund telegraphischer Mitteilungen berichtet wird. Die meisten Schnittgeschäfte und Schneidereien haben dagegen die Goanesen in Händen, die — nebenbei bemerkt — nach unserer Erfahrung pünktlich und ganz gut arbeiten. Auch für die übrigen Gewerbe, wie Schuhmacherei, Klempnerei, Schlosserei, Drechslerei usw. kommen an erster Stelle die Goanesen in Frage, daneben aber auch noch Griechen und Indier. Der Kleinhandel in der Europäerstadt und namentlich im Eingeborenenviertel wird fast lediglich durch die Indier beherrscht. Als Hilfskräfte in den europäischen Kontoren, in den Bureaus (Post, Verwaltung, Eisenbahndienst) werden viel Goanesen beschäftigt.

Der beste Hafen der nördlichen Küste ist der zu **Tanga**. Die geräumige Tangabai, das Talende der hier einmündenden Flüsse Sigi und Mkulumusi, könnte zu einem mächtigen Hafenbecken umgestaltet werden, wenn man, wie bei Durban, daran ginge, die Schwemmassen der genannten Flüsse auszuheben; immerhin bietet aber der Platz zwischen der Stadt und der Insel Tanga (Quarantäne- auch Toteninsel genannt) einen großen Liegeplatz für die großen Dampfer. Vom Meere aus betrachtet bietet auch diese Stadt die sich auf einer ca. 20 m hohen weißen Korallenbank mit rötlichem Lehmsand als Decke erhebt, ein reizvolles Bild: Durch das Grün der Kokoshaine und Mangos schimmern die weißen und teilweise geschmackvollen Gruppen der rotgedeckten Regierungs- und Kaufhäuser, das Hospital und die Mission. Den Hintergrund des malerischen Bildes bilden die blauen Berge von Usambara. Eine Lademole, bis zu welcher die Gleise der Usambarabahn reichen, ragt in die Bucht, leider aber noch nicht bis zum Ankerplatz der Ozeandampfer, wie dringend wünschenswert ist. Die Stadt ist mit breiten Straßen durchzogen, auf welchen sich der Personenverkehr durch Rikschas, der Güterverkehr aber durch Trollys vollzieht, vierrädrigen Wagen auf Eisenbahngleisen und von den Eingeborenen in Bewegung gesetzt.

Durch die Usambarabahn, die hier ihren Ausgang nimmt, hat die Stadt einen mächtigen Aufschwung genommen und bezüglich der Bewohnerzahl längst wieder den Höhepunkt überschritten, den es um 1860 hatte, als von hier aus der von den Indiern betriebene Elfenbein- und Sklavenhandel in ganz besonderer Blüte stand. 1908 zählte man in Tanga 869 Häuser mit 5689 Bewohnern, darunter 141 Weißen. Die Stadt

ist in raschem Wachstum begriffen und das in steigendem Maße, je weiter die Gleisspitze der Nordbahn westwärts vorrückt. Da der gesamte Norden der Kolonie das Hauptfiedelungsgebiet der Pflanzler ist, stellt Tanga den wichtigsten Sammelpunkt des deutschen Pflanzertums dar.

Die gewerblichen Verhältnisse sind ähnlich wie in Darassalam, und Jnder und Goanesen spielen hierbei eine ähnliche Rolle wie dort angegeben. Die Zahl der deutschen Handelsfirmen, die sich hier niederlassen, ist in stetiger Zunahme begriffen (Banken, Warenhäuser). Eine Druckerei ist für Tanga und Hinterland von großer Wichtigkeit, weil in ihrem Verlage die „Uambarapost“ erscheint, eine groß angelegte und durchgeführte Zeitung, die in scharfer und dabei sachlicher Weise die Interessen der Nordpflanzler vertritt. An größeren gewerblichen Unternehmungen ist an erster Stelle eine Möbelfabrik zu nennen.

In Tanga befindet sich auch die älteste Schule der Kolonie für Eingeborene; sie erfreut sich in der Kolonie eines besonderen Rufes. In der Schule werden von 5 deutschen Lehrern (falls alle Stellen besetzt sind) und einer Reihe eingeborenen Hilfslehrern reichlich 700 Negerjungen, aus dem gesamten Norden der Kolonie stammend, unterrichtet. Die Schule hat 6 Jahresklassen, wird aber zumeist nur 4 Jahre lang besucht, weil der Bedarf nach Schülern dieser Schule ganz besonders groß ist. Wir haben die Schule wiederholt besucht, dem Unterricht im Rechnen, Deutsch, Kisuaheli und Singen (Kisuaheli-Lieder nach den deutschen Melodien: „Der Mai ist gekommen“, „Ich hab mich ergeben“ oder dem „Torgauer Marsch“) beigewohnt und uns über die lebhafteste Beteiligung und den großen Eifer der Negerjungen herzlich gefreut. Der Schule ist eine Handwerkerschule angegliedert, in welche nur die Schüler eintreten dürfen, die die vorgenannte Volksschule durch 4 Jahresabteilungen mit Erfolg besucht haben. Diese Schule der Praxis besteht aus einer Schmiede und Schlosserei, einer Tischlerei mit Drechslerei, einer Buchdruckerei und Buchbinderei. In der Druckerei wird die in Kisuaheli wöchentlich erscheinende Zeitung „Kiongozi“ hergestellt, an welcher sich in allen Teilen der Kolonie Eingeborene als Korrespondenten beteiligen. Die Lehrzeit in der Handwerkerschule dauert 3 Jahre. Mit der Lehtischlerei ist eine große Möbelfabrik verbunden, die ob der zahlreichen Bestellungen nur mit langen Lieferfristen zu arbeiten vermag. Was wir hier an Möbeln sahen (außer Tischen und Stühlen besonders noch kunstvolle Schränke, Schreibtische, Eischränke), kann sich in jeder deutschen Gewerbeausstellung sehen lassen. Die Möbel erlangten durch die geschmackvolle Verwendung der afrikanischen Nuzhölzer (Mwule, Kweo, Mkorongo, Tondoo, Feder, Podokarpus) eine ganz besondere Schönheit. Mit der Schule in direkter Verbindung steht die in der ganzen Kolonie berühmte Musikkapelle, geleitet vom Regierungslehrer Urban. Die Leistungen dieser Schülerkapelle waren ganz erstaunlich. Wir hatten Gelegenheit, sie bei einem Konzerte zum Pflanzertag und dann bei Anwesenheit von Exzellenz Dr. Solf in Tanga in bester Weise kennen zu lernen. Es waren ganz prächtige Stunden, die wir mit dem Lehrerkollegium der Tangaschule, unter den mächtigen Mangobäumen des Schulgartens sitzend, verlebten, den Vorträgen der Schülerkapelle lauschend, in anregendem Gespräche über heimische und afrikanische Schulverhältnisse. Den Herren Regierungslehrern Urban und Sendke, letzterem als Schriftleiter des „Kiongozi“, sei nochmals hierdurch für die freundliche Aufnahme herzlich Dank ausgesprochen.

In der Nähe von Tanga besuchten wir die Kautschukpflanzung Mfumbi und die Sisalagavenpflanzung der Westdeutschen Handels- und Plantagen-Gesellschaft bei Umboni. Dank der Liebenswürdigkeit des Herrn Paulsen, der uns in seinem Auto, dem einzigen von Tanga und von ihm selbst geführt, in raschster Weise nach diesen Pflanzungen brachte, war es uns möglich, noch an den späteren und kühleren Nachmittagen unser Ziel erreichen und dabei in Ruhe die herrliche Gegend genießen zu können.

Bei Umboni und in der Talsohle des Sigi liegen auch die Schwefelthermen. Die Quellen haben eine Temperatur von 37° und werden wegen ihrer Heilwirkung (Rheumatismus, Neurose usw.) von den Schwärmern als das zukünftige „ostafrikanische Baden“ bezeichnet. Zur Zeit befinden sich die übrigens nur wenig ergiebigen Quellen in denkbar einfachster Fassung. Für die Europäer besteht ein kleines Haus mit einigen Badesellen, für die Eingeborenen, die das Wasser außerordentlich schätzen, ein „Freibad“ zwischen den großen Steinen an der Stelle, wo sich die Quellenwässer in milchiger Form (Schwefelmilch) in den Sigi ergießen.

2. Im Urwalde Deutschostafrikas.

Es war uns eine besondere Freude, den afrikanischen Urwald in den drei verschiedenen Formen zu beobachten, als den Buschwald am Ulugurugebirge (bei Morogoro), als den eigentlichen tropischen Gebirgs-Regenurwald in den Bergen Ost-Uambaras (bei Amani) und als Nebel- oder Höhenwald (Mooswald) an den Hängen des Kilimandscharo (oberhalb Moschi und Marangu).

Der besonders regenreiche Westhang des Ulugurugebirges ist an den unteren Hängen mit Steppenlaubwald, von rund 1000 m ab mit einem Mischwald, von rund 1800 m an mit Bergurwald bedeckt. Die beiden ersten Gruppen sind es besonders, welche man als Buschurwald bezeichnen könnte. Aus dem dichten Unterholz, durch Lianen verschürt, ragen große Stauden, so die Schaftlobelien (*Lobelia ulugurensis*) mit ihren Riesenkolben und auf Steinblöcken einzelne Mandelaber-Euphorbien empor; Baumfarne bedecken dicht die Hänge am Bach; buntfleckige Blätter (Arvoideen, Begonien) mischen sich unter das in allen Tönungen stehende Grün; dazwischen ragen Bambusgebüsch bis zu 20 m und als einzelne Baumriesen bis 50 m hoch *Podocarpus* und *Stereodendron* empor; in geschützten Bergfalten und unter den Riesenbäumen hat sich die wilde Banane (*Musa ulugurensis*) in herrlichen Gruppen mit den reichlich 5 m langen und unverletzten Blättern angesiedelt. Das alles gibt zusammen ein Vegetationsbild, wo alles Saft und Kraft atmet und das an jeder Stelle das Gefühl von der großen Schöpferkraft der Natur erweckt, die nie versiegt und stetig schafft.

Die gewaltigen Regenmengen, die über Ost-Ufambara alljährlich niedergehen (Umani im Jahresmittel 1926 mm, Kwamforo 2127 mm), wo normalerweise im Winter kein Trockenmonat und im Sommer keine oder doch nur eine schwache Regenpause zu beobachten ist, bilden für die Entwicklung des tropischen Gebirgsregen-Urwaldes die denkbar günstigsten Bedingungen. Der Regenwald beginnt schon bei 500 m Meereshöhe im Sigitale und in den einmündenden Talfalten und zwar in Gruppen und gemischten Beständen. Je weiter man ansteigt, je mehr schließen sich die einzelnen Gruppen zu größeren Gebieten zusammen, bis man sich bei Umani mitten in dem großen und geschlossenen Urwalde befindet, der mit den Hochwäldern Indiens jeden Vergleich auszuhalten vermag. Der Boden ist mit Farnen, Gräsern, Lianen, Moosen, wuchernden Sträuchern und Stauden, Bambusgebüsch und Gruppen wilder Bananen dicht und hoch bedeckt. Darüber hinaus ragen bis 20 m hohe Bäume mit weitausladenden Kronen, sich gegenseitig berührend und ein nahezu geschlossenes Zwischengeschloß bildend. Diese Schicht wird von den 50 m und mehr in der Höhe messenden Baumriesen durchdrungen, die einen „Wald über dem Walde“ bilden. Die Zwischenräume der drei einzelnen Pflanzengeschosse werden durch Baum- und Nestfarne, Schlingpflanzen und die Luftwurzeln der Baumriesen derart ausgefüllt, daß schließlich der ganze Wald nur eine einzige zusammenhängende Pflanzenmasse von mehr als 20 m Höhe darstellt.

Als Farbe ist für das Ganze herrschend das Grün in allen Schattierungen. Auffallend sind die eigentümlichen und mehr als 10 cm aus der normalen Wurzelrundung heraustretenden Bretterwurzeln der Riesenstämme, denen dadurch im weichen Waldboden eine größere Standfestigkeit verliehen wird. Die Schlingpflanzen in allen Stufen ihrer mordenden Tätigkeit geben dem Walde einen eigentümlichen Zug. Nur die Namen von einigen der hohen Bäume, wie sie auch in Meyers Werk mit angegeben sind, seien hier genannt *Piptadenia Buchananii*, *Albizzia fastigiata*, *Mesogyne insignis*, *Syzygium guineense*, *Allanblackia Stuhlmannii*, *Uracia gigantea*, *Chrysophyllum msolo*, *Parinarium Goetzenianum*, dazu *Podocarpus* und *Stereodendron*. Das Grün wird unterbrochen durch die roten Blüten des baumartigen und die schwefelgelben Kronen des kriechenden *Hibiscus*, sowie durch die kleinen Blüten der Balsaminen, nicht minder durch die Fruchtketten von *Coccinea Engleri*, einer Kürbisart mit wurstartigen roten Früchten, die sich von Baum zu Baum ziehen. Es ist unmöglich, auch nur annähernd den Reichtum der Pflanzen zu schildern, die auf kleinstem Raume vergesellschaftet dastehen. Dazu kommt das geheimnisvolle Dunkel und die Lichtarmut im Waldesinnern, die es dem wissenschaftlichen Photographen außerordentlich erschweren, im Bilde festzuhalten, was das Auge geschaut.

Im Kilimandscharo tritt uns eine dritte Art des Urwaldes, der Nebel- oder Höhenwald (Mooswald) entgegen. Hier, in etwa 2000 m Höhe, kommt zu einer großen Feuchtigkeit (alles trieft von Nässe) eine niedere Temperatur, die im Verein mit den hier herrschenden heftigen Winden das Höhenwachstum vermindern. Die hohen Bäume verschwinden, die Holzgewächse verästeln sich gleich am Boden und bilden dichte Zweige und Blättermassen, die Nester und Stämme verdeckend. Durch die Lücken des Gesträuches drängen sich hohe Baumfarne mit ihren weitausladenden Wedeln. Die aus dem Blattgewirre herausragenden Stämme und Nester sind dicht mit langen Bartflechten und Moosen besetzt, und einzelne kleinere Waldblichtungen tragen Polster von Farnen, Bärlapp und Moosen bis zu 1 m Dicke. Nähert man sich dem oberen Waldbende, erscheinen die baumartigen Ericaceen (*Aguria salicifolia* und *Erica arborea*) mit Stämmen von nahezu 1 m Dicke, über und über im Bartflechtenbehang. Bei der Raft auf der Waldwiese oberhalb des geschlossenen Urwaldes vermag man kaum zu ruhen, weil man die wunderbaren Gebilde ringsum bewundern möchte, die hier zu schauen, neben gelben und roten Immortellen (*Helichrisum*), die meterhohen Schaftlobelien und besonders *Senecio Johnstoni*, einen Verwandten des Kreuzkrautes unserer

heimischen Waldränder. Man vermag an diese Verwandtschaft kaum zu glauben, wenn man den mehrere Meter hohen Stamm mit seinem graubehaarten Blätterkopfe erblickt, der einem riesigen Kanonenpuher gleichend sich aus dem hohen Grafe der Bergmatte erhebt. Durch diesen oberen Urwald zu reiten, wo der kaum erkennbare Pfad zum größten Entsetzen unserer Wadschagatträger wiederholt von frisch gebrochenen Elefantenfährten gekreuzt wurde, gehört mit zu den schönsten Erinnerungen unserer Reise durch den afrikanischen Urwald.

3. Deutschostafrika als deutsches Wirtschaftsgebiet.

Das Bedürfnis nach kolonialer Ausdehnung ist für Deutschland begründet in der starken Zunahme der Bevölkerung und in der dadurch herbeigeführten Erstarkung unserer Industrie. Die Vermehrung der Bevölkerung stellt sich nach den Volkszählungen wie folgt dar:

1871	41,1 Mill.	1895	52,3 Mill.
1875	42,7 "	1900	56,4 "
1880	45,2 "	1905	60,6 "
1885	46,9 "	1910	64,9 "
1890	49,4 "		

Diese Bevölkerungszunahme ist auf den Geburtenüberschuß, die Verminderung der Sterbeziffer, den großen Rückgang der Auswanderung (1909: 24 921) und die Steigerung der Einwanderung (1900 hatte Deutschland 778 698 Ausländer, 1905 aber bereits 1 028 560) zurückzuführen. Durch das lebhaft aufsteigende Wirtschaftsleben hat sich das vormalige Auswanderungs-Deutschland in ein Einwanderungsland verwandelt, besonders in den Industrieländern. So betrug der Wanderungsgewinn (+) und -Verlust (-) für das Königreich Sachsen: 1880/85 + 9539, 1885/90 + 80 074, 1890/95 + 16 400, 1895/1900 + 89 477, 1900/05 - 10 952.

Mit der Vermehrung der Gesamtbevölkerung, die für ein Menschenalter rund 50% beträgt, hat sich eine wesentliche Verschiebung in den Erwerbsverhältnissen vollzogen. Die in den Jahren 1882, 1895 und 1907 stattgefundenen Berufszählungen geben hierüber genaueren Aufschluß. Die 3 großen Berufsgruppen, auf welche der größte Teil der Gesamtbevölkerung entfällt, sind Landwirtschaft, Industrie und Handel. Zählt man zu jeder dieser Gruppen die zugehörigen Familienangehörigen und Diensthofen, so ergeben sich für die einzelnen Hauptberufsgruppen folgende Zahlen (in % der Gesamtbevölkerung):

Auf je 100 Bewohner entfielen auf	Landwirtschaft	Industrie	Handel
1882	42,5	35,5	10,0
1895	35,7	39,1	11,5
1907	28,7	42,8	13,4

Diese Zusammenstellung zeigt, daß sich in dem Vierteljahrhundert der Berufszählungen die Erwerbsverhältnisse der deutschen Bevölkerung völlig verschoben und Landwirtschaft und Industrie ihre Rollen mit einander vertauscht haben.

Der gewaltig sich steigernden Industrie konnte bald der Inlandsmarkt nicht genügen; außerdem reichte für sie die heimische Rohstoffherzeugung bei weitem nicht aus. So mußte nun der Handel Abhilfe schaffen, fremde Absatzmärkte erschließen und ausländische Rohstoffe zu bringen. Unsere Handelsstatistik veranschaulicht, mit welchem steigendem Erfolge der deutsche Handel dieser Aufgabe gerecht geworden ist:

Der Handel (unter Ausschluß der Edelmetalle) bewertet sich wie folgt:

	Einfuhr			Ausfuhr			Zusammen		
	in Milliarden M			in Milliarden M					
1885	2,9	2,9	5,8	7,1	5,7	12,8			
1890	4,1	3,3	7,4	7,7	6,4	14,1			
1895	4,1	3,3	7,4	8,5	6,6	15,1			
1900	5,8	4,6	10,4						

Es hat sich sonach seit 1885 die Einfuhr verdreifacht, die Ausfuhr mehr als verdoppelt.

Bei der wirtschaftlichen Umgestaltung Deutschlands in einen Industriestaat und bei diesem großen Bedarf an Rohstoffen ist der Zustand bedenklich, daß wir fast den gesamten Bedarf an überseeischen Rohstoffen vom Ausland beziehen müssen. Diese Verhältnisse bringen unter Umständen die deutsche Industrie in die Zwangslage, teuer einkaufen und billig verkaufen zu müssen, je nachdem die Konjunktoren des Welt-

handels die Preise der benötigten Rohstoffe hinaufreiben und die Preise für die abzufertigenden Fabrikate herabdrücken. Hierdurch müssen aber unsere ganzen Wirtschafts- und Arbeitsverhältnisse außerordentlich und ungünstig beeinflusst werden. Die gesunde Entwicklung unserer heimischen Industrie erheischt aber, daß wir für die Lieferung der wichtigsten Rohstoffe möglichst unabhängig von unseren Hauptkonkurrenzländern werden. Dies ist aber nur dadurch zu erreichen, wenn die Produktionsfähigkeit unserer Kolonien so gesteigert wird, daß aus ihnen nennenswerte Mengen der für unsere Industrie nötigen Rohstoffe zur Ausfuhr gelangen. In diesem Sinne zu arbeiten, ist die Aufgabe des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. Dieses will in Verbindung mit dem Reichs-Kolonialamt, dem Reichsamt des Innern und dem Ministerium für Handel und Gewerbe anstreben:

- 1) Die Deckung des heimischen Bedarfs an Roherzeugnissen aus den eigenen Kolonien und damit die Schaffung einer breiteren und gesicherten Grundlage für den heimischen Gewerbesleiß;
- 2) Die Entwicklung unserer Kolonien als neue sichere Absatzgebiete für den heimischen Handel und im Zusammenhang damit die Einführung neuer Industriezweige in Deutschland, wie Maschinen und Transportmittel für die tropische Landwirtschaft;
- 3) Den Ausbau des Verkehrs mit und in den Kolonien, insbesondere eines kolonialen Eisenbahnnetzes, sowie die Schaffung einer rationellen Wasserwirtschaft in den Kolonien;
- 4) Eine deutsche Siedlung in den Kolonien.

Das was dieses Komitee auf seinem Arbeitsgebiete bereits geleistet hat, ist staunenswert, wie wir auf Schritt und Tritt in der deutschafrikanischen Kolonie zu beobachten Gelegenheit hatten. Daß man bei dem großen Arbeitsgebiete des Komitees damit umgeht, wenn die Tageblätter recht berichten, mehr als bisher eine Arbeitsteilung eintreten zu lassen und den Kreis der sachkundigen Berater zu erweitern, kann nur im Interesse unserer Kolonien wie der heimischen Industrie mit Freude begrüßt werden.

Im Folgenden sollen nun einzelne der Stoffe zur kurzen Behandlung kommen, die für die Einfuhr nach Deutschland, nicht minder für die Kolonie selbst von Bedeutung sind und die uns bei der Reise entgegengetreten sind.

Die **Baumwolle** ist der wichtigste aller kolonialen Rohstoffe, steht in unserer Einfuhr mit über $\frac{1}{2}$ Milliarde \mathcal{M} an erster Stelle und dient nicht nur dem heimischen Verbrauch, sondern gibt auch als Rohmaterial für eine unserer wichtigsten Ausfuhrindustrien einem großen Teile unserer Bevölkerung Arbeitsgelegenheit. Nur einige Zahlen über die Einfuhr von Rohbaumwolle in den letzten 30 Jahren sollen angeführt sein:

Einfuhr im Jahr	in 1000 t	Wert in Mill. \mathcal{M}	Davon kamen aus (in 1000 t)			
			Ver. Staaten	Amerikas	Brit. Indien	Ägypten
1880	148,7	178,4		45,2	13,6	3,1
1890	250,6	280,6		125,1	50,1	0,8
1900	313,2	318,0		256,2	25,8	25,2
1909	455,9	532,2		350,3	57,2	43,2

Das in Deutschland für die Baumwollenindustrie angelegte Kapital betrug 1910 765 Mill. \mathcal{M} , und die in dieser Industrie beschäftigte Arbeiterzahl bezifferte sich im gleichen Jahre auf rund 1 Million, d. i. $\frac{1}{3}$ aller Industriearbeiter. Daß unsere Hauptkonkurrenten für diese Industrie die für sie erforderliche Rohbaumwolle selbst erzeugen, diese Konkurrenten aber uns zugleich die nötige Rohbaumwolle zu liefern haben, ist für unsere Baumwollenindustrie ein ganz bedenklicher Umstand. Dieser hat einen besonderen Ausdruck in der ungeheueren Preissteigerung gefunden, die den amerikanischen Spekulanten großen Gewinn, uns dagegen mächtigen Schaden gebracht hat. Um welche Werte es sich dabei handelt, geht aus den Angaben hervor, daß 1899 das Pfund Rohbaumwolle 29 Pfg., 1907 dagegen 76 $\frac{1}{2}$ Pfg. kostete und eine Verteuerung um nur 10 Pfg. für unseren Jahresbedarf ein Mehr von 80 Mill. \mathcal{M} oder 80 \mathcal{M} für den Kopf eines in dieser Industrie beschäftigten Arbeiters ausmacht. Daß unter diesen Umständen die deutsche Baumwollenindustrie bestrebt sein muß, sich durch Erschließung unabhängiger Bezugsquellen von dem amerikanischen Monopol zu befreien, gebietet die Pflicht der Selbsterhaltung. Entsprechend dieser Bedeutung ist vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee und dem Reichskolonialamt die Organisation des Versuchswesens bei erhöhter Geldauswendung auf eine breitere Grundlage gestellt worden, wobei ganz besonders die Erfahrungen benutzt werden, die England im benachbarten Uganda gemacht.

Zu dem Zwecke sind in Nyombe bei Kilossa, Mpanganya am Rufidji, Kibongote im Bezirke Moschi und bei Tabora, als den Hauptbaumwollgebieten, Versuchstationen eingerichtet worden, denen folgender

Arbeitsplan gegeben worden ist: Züchtungsversuche zur Schaffung geeigneter Stämme und Ortsrassen, Schädlingsbekämpfung, Versuche über Fruchtwechsel und geeignete Düngung (Gründüngung), Einfluß künstlicher Bewässerung, Anbau verschiedener Nutzpflanzen (Mais, Hirse, Bohnen). Auf die Gewinnung eines Saatgutes, das sich für die einzelnen Bezirke besonders eignet, wird ganz besonderes Gewicht gelegt, damit die Vielheit der Sorten in gleichen Gegenden beseitigt wird, wie sie leider zum Nachteil der Pflanze jetzt noch besteht. Um dieses Ziel zu erreichen, verteilt die Regierung die Baumwollensaat an die Pflanze kostenfrei, so 1911 6000 Z., 1912 sogar 10 000 Zentner. Um eine möglichst hochwertige Saat in der Kolonie zur Verteilung bringen zu können, ist vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee in Darassalam ein Baumwollensaatwerk eingerichtet worden zu dem Zwecke, die von den Pflanzungen und Baumwollstationen eingebrachte Saat zu reinigen und zu sortieren. Seitens der Regierung ist noch die Erbauung einer Baumwollensaat-Desinfektionsanlage in der Nähe des Saatwerkes geplant, um die Schädlinge zu vertilgen, die sich schon im Samenfort ange siedelt haben. Bezirkslandwirte sollen ferner ganz besonders wirken, die Eingeborenen für den Baumwollensaat zu interessieren, ihnen bei der Auswahl und Vorbereitung der Felder zu raten, die rechtzeitige Aussaat und die Pflege der Pflanze (Pflanzweite, Verziehen, Reinhalten, Entfernung kranker Pflanze) sowie das sorgfältige Ernten und gute Sortieren der Wolle zu lehren und den Verkauf zu überwachen, sie an Fruchtwechsel, bessere Ackergeräte und Nutzbarmachung von Tierkräften zu gewöhnen und durch Anlage von Musterfeldern vorbildlich zu wirken.

Bis jetzt sind folgende Mengen von Rohbaumwolle zur Ausfuhr gekommen:

	Ballen à 250 kg	Preis à Pfd. in Pfg.	Gesamtwert in M	Dagegen in Uganda	
				Ballen	Wert M
1902	1 $\frac{1}{2}$	23,6	212	—	—
1903	37	39,4	7317	—	—
1904	752,5	32,6	123 892	40	4 700
1905	755	52,0	196 765	172	21 700
1906	754	47,0	179 348	700	228 220
1907	926	48,5	224 533	2864	1 023 640
1908	1 080	46,0 ?	249 438 ?	2 900	808 160
1909	2 076	42,4	440 661	4 476	1 152 000
1910	2 455	61,1	751 299	9 888	3 241 200
1911	4 322	61,1	1 331 818	15 368	4 546 760
1912	ca. 10 000	61,0	2 897 500	?	?

Die vorstehende Zusammenstellung zeigt, wie sich trotz großer Schwierigkeiten und besonders in den letzten Jahren die deutschen Ausfuhrwerte stetig gesteigert haben, fürs letzte Jahr um mehr als 100 %, daß aber trotzdem die dort erzeugte Rohbaumwolle für unseren großen Bedarf nur eine Kleinigkeit bedeutet; denn 10 000 Ballen sind 2 500 000 kg = 2 500 t, d. i. von unserm Bedarf (dieser für 1912 für mindestens 500 000 t angefehrt) $\frac{1}{200}$ oder = $\frac{1}{2}$ %. Neben der Steigerung der Masse ist, wie aus der Zusammenstellung gleichfalls hervorgeht, eine erfreuliche Steigerung des Wertes der Baumwolle eingetreten. Das ist erfreulich nicht nur deshalb, weil die Produzenten mehr für ihre Mühe erhalten, sondern ebensosehr, weil es zeigt, daß sich trotz schwankender Marktpreise die Wolle in ihrer Güte gebessert und dadurch auf dem heimischen Markt eingeführt hat. Aus der zugleich mit oben angegebenen Zusammenstellung der für das englische Uganda bezüglichen Werte ist ersichtlich, daß die Entwicklung hier eine stetigere als bei uns ist. Der im Jahre 1908 eingetretene Stillstand war dadurch bedingt, daß die englische Regierung damals die Vernichtung der gesamten im eigenen Lande gezogenen Baumwollensaat angeordnet, aber für die nächste Bestellung nicht genug Saatgut bereit gestellt hatte. Seitdem für Uganda die Sortenfrage entschieden ist und die englische Regierung nur noch die amerikanische Upland-Saat (Sunflower und neuerdings Allen-Long-Stapel) verteilt, hat sich dort die Produktion mächtig gesteigert und die deutsche überflügelt. Es steht zu erwarten, daß die jetzigen Maßnahmen der deutschen Kolonialregierung die gleichen Früchte zeitigen werden, als die der englischen in Uganda, und die Erfolge der letzten beiden Jahre sind hierfür gute Anzeichen. Meinungsverschiedenheit zwischen Pflanzern und der Regierung besteht nur noch darin, ob die Eingeborenen-Kleinkultur oder der Pflanzungs-großbetrieb den Vorzug verdient. Die Erfolge der Engländer in Uganda sprechen zugunsten der Eingeborenenkultur, und unsere Regierung ist dieser Anschauung günstig, wie die oben dargestellten Maßnahmen zur Hebung des Baumwollensaat erkennen lassen. Andererseits läßt

sich aber nicht verkennen, daß für die Großproduktion, die wir in anbetracht des großen Bedürfnisses unserer Industrie nach Rohbaumwolle benötigen, des Großbetriebes von Pflanzungen nicht entbehren können.

Neben der Baumwollpflanze dürfte besonders der **Kapokbaum** (*Ceiba pentandra* oder *Eriodondron anfractuosum*) für unsere Gespinnstindustrie von Bedeutung werden, noch mehr, als das jetzt schon der Fall ist. Der Kapokbaum gehört wie der Affenbrodbaum zu den Bombaceen, erreicht eine Höhe von 30 m und darüber und wird sehr alt. In der Trockenzeit wirft er die Blätter ab, eignet sich also nicht als Schattenbaum. Die Frucht ist eine lederartige längliche Kapsel von etwa 10—15 cm Länge, die im Innern in einem dichten Filz von glänzender, weißlicher Wolle (Kapok) zahlreiche braune Samen enthält. Der Kapok ist sehr elastisch (Polstermaterial), sehr leicht und nimmt wenig Wasser auf (Rettungsgürtel), wird vom Ungeziefer gemieden und kann auch nach einem Patent-Verfahren des Kommerzienrates Stark in Chemnitz für sich allein oder mit Baumwolle vermischt versponnen werden. Aus den Samen lassen sich ca. 20 % Öl gewinnen (Brennöl, Seifen). Zur Kapokkultur eignen sich Gebiete mit wenig Regenfall (Steppenränder, Wege, Eisenbahndämme, Dorfumgrenzungen usw.). Abgeerntete Sisalbeete, mit denen zurzeit nicht viel anzufangen ist, können zur Kapokkultur übergehen. 1909 weist erstmalig die Handelsstatistik für Deutsch-Ostafrika eine Ausfuhr von 18 000 kg Kapok auf, die mit 9000 *M* bewertet wurden. Die damals mit Kapok bepflanzte Fläche wird auf 520 ha mit 280 000 Bäumen angegeben, von denen damals schon 100 000 im Ertrage stehen sollten. Seitdem hat die Kapokkultur an Ausdehnung gewonnen. Die Sigi-Pflanzung erntete zuletzt fürs Jahr 50 000 kg Kapok, von welchem das kg mit 1,05—1,10 *M* bezahlt wurde. Die Sigi-Pflanzung treibt mit Erfolg, wie wir durch eigene Beobachtung bestätigen können, Kapok- und Kakaobau in Mischkultur. Ueber Tanga wurden 1912 52 972 kg im Werte von 62 519 *M* ausgeführt.

Als weitere Gespinnstpflanze kommt noch **Calotropis** in mehreren Arten in Frage; die Fasern sind wertvoller wegen des langen Stapels (Wert fürs kg 3—3,50 *M*); ihrer molligen Weichheit wegen werden die Fasern auch Pflanzenbaunen genannt und als solche in den Handel gebracht. Wir sahen *Calotropis* auf der Versuchspflanzung des Herrn Thomas in Mombo; die Pflanze gedieh dort sehr gut, hatte reichlich Kapseln angefüllt und wuchs fast so üppig wie Unkraut.

Bildet die Baumwolle den fast unentbehrlichen Grundstoff für die Zweige der Textilindustrie, welche sich auf die Bekleidungsstoffe beziehen, so brauchen andere Zweige dieser Industrie für ihre Zwecke den Hanf oder hanfartige Stoffe. Hanf und Hanfwerk (1909: 54 984,6 t im Werte von 33,3 Mill. *M*) liefern uns in der Hauptsache Italien, Oesterreich-Ungarn, Rußland und die asiatische Türkei, bedeutend größere Mengen an Gespinnstfasern (1909: 194 838,9 t im Werte von 63,5 Mill. *M*) kommen aus kolonialen Gebieten Amerikas und Asiens. Diese Zahlen lassen erkennen, ein wie großes nationalwirtschaftliches Interesse wir daran haben, diese Faserstoffe in genügenden Mengen in unseren Kolonien zu gewinnen. Dies zu verwirklichen, bietet sich in erster Linie die Kultur der **Sisalagave** (*Agava rigida* var. *sisalana*), die dank der Bemühungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees 1893 in Deutsch-Ostafrika begonnen wurde. Die *Sisalagave*, benannt nach dem Hauptausfuhrhafen Sisal in ihrer mexikanischen Heimat Yucatan, enthält in ihren über 2 m langen Blättern einen äußerst festen Faserstoff, den Sisalhanf. Dieser wurde erstmalig in Deutsch-Ostafrika 1898 zur Ausfuhr gebracht. Seitdem hat die Kultur der *Sisalagave* mächtige Fortschritte gemacht, wie man im Bereiche der Mittelland- und besonders der Usambara-Bahn beobachten kann. Die Ausfuhrwerte für diesen Faserstoff haben sich daher ganz beträchtlich gesteigert. So kamen zur Ausfuhr:

1905	1 396 805 kg im Werte von	1 071 296 <i>M</i>	
1906	1 853 751 " " " "	1 368 169 "	
1907	2 830 342 " " " "	2 161 685 "	
1908	3 896 749 " " " "	2 865 633 "	
1909	5 283 986 " " " "	2 333 025 "	
1911	7 645 256 " " " "	2 950 272 "	} Nur Ausfuhr- werte für Tanga
1912	10 614 338 " " " "	4 313 000 "	

Die Anbauflächen sind beständig gestiegen. So waren 1908 14 204 ha mit 40,6 Millionen Agaven bepflanzt (gegen das Vorjahr mehr 4000 ha mit 16,6 Millionen Pflanzen), davon waren 7,9 Millionen Pflanzen ertragsfähig. 1910 betrug die Ausfuhr von Sisalhanf 7228 t, 1911: 11 212 t, 1912 rund 14 000 t im Werte von 10 800 000 *M*. Nach sachverständigem Urteil wird in nicht allzuferner Zeit der Gesamtbedarf der deutschen Industrie an Sisalhanf durch eigene Produktion in unseren Kolonien gedeckt werden können. Der Yucatan-Sisalhanf hat bereits sein Feld in Deutschland, das er früher völlig beherrschte, verloren, während der ostafrikanische Sisalhanf sich steigender Nachfrage erfreut und je 100 kg bereits mit 75 *M* bewertet werden. Nach dem übereinstimmenden Gutachten der Sachleute ist

unser ostafrikanischer Sisal so vorzüglich, daß er den in anderen Ländern erzeugten an Güte übertrifft, ja sogar dem erheblich teureren Manilahanf in vieler Hinsicht nahezu gleichwertig, in gewissen Eigenschaften sogar überlegen ist. Es besteht sonach die Aussicht, daß unser Sisal an Stelle des teureren Manilahanes tritt. Diese Vorzüge unseres Sisal lassen erklärlich erscheinen, daß die Spinner der Vereinigten Staaten von Nordamerika dem ostafrikanischen Sisal lebhaftes Interesse zuwenden. Da die Sisalagavenblätter nur 3 % Faserstoff enthalten, muß mit großen Aubaufschlägen gerechnet werden, damit sich die Anlage zur Gewinnung der Faser lohnt (wir haben derartige Aufbereitungsanlagen bei Amboni und bei Kombo besucht). Wenn es gelingen sollte, den bei der Fasergewinnung jetzt als wertlos geltenden Abfall des Agavenblattes (97 %) auszunützen, könnten die Agavenkulturen noch höheren Ertrag bringen, als bis jetzt der Fall ist. Hoffentlich bewahrheitet sich eine uns hierüber zugegangene erfreuliche Nachricht über die Verwertung des großen Abfalles.

Der Verbrauch an **Kautschuk und Guttapercha** ist im engen Zusammenhange mit der Entwicklung der elektrischen und vor allem der Fahrrad- und Automobilindustrie ganz außerordentlich gestiegen. Während 1830 nur 23⁰ Tonnen Kautschuk nach Europa kamen und im Jahre 1840 noch 400 t den Weltbedarf deckten, war dieser im Jahre 1909/10 (1. VII.—30./VI.) auf 76 026 t angewachsen (bei 76 553 t Weltproduktion). Deutschland hat an der Steigerung des Weltkonsums in erheblichem Maße teilgenommen, wie nachstehende Uebersicht erkennen läßt. Es wurden eingeführt:

	Gewicht in 1000 t	Wert in Mill. <i>M</i>		Gewicht in 1000 t	Wert in Mill. <i>M</i>
1880	1,9	13,4	1900	13,4	73,8
1885	2,4	16,6	1905	21,4	142,3
1890	3,9	31,1	1907	23,3	121,5
1895	6,8	27,3	1909	27,2	153,8

Die deutschen Kautschukfabriken (ca. 100) arbeiten mit einem Kapital von rund 110 Mill. *M* und beschäftigen mindestens 35 000 Arbeiter, und der Wert der bei uns hergestellten Gummiwaren dürfte auf mindestens 200 Mill. *M* zu veranschlagen sein. Die zunehmende Verwendung von Kautschuk, die wachsende Ausdehnung der deutschen Industrie und das nationale wirtschaftliche Interesse an dieser Ausdehnung rücken die Frage der Deckung unseres Bedarfs an diesem Rohstoff stark in den Vordergrund. 1909 bezog Deutschland zu fast $\frac{9}{10}$ (89,7 %) aus fremden Wirtschaftsgebieten und nur 1600 t aus deutschem Kolonialbesitz (davon aus Deutsch-Ostafrika 400 t, Kamerun 1100 t und Togo 100 t). Da sich der Gesamtwert dieses Rohstoffes auf rund 135 Mill. *M* stellte, hatte Deutschland rund 121 Mill. *M* allein für Rohkautschuk an das Ausland zu zahlen. Diese weitgehende Abhängigkeit des deutschen Einfuhrbedarfs vom Ausland ist nicht unbedenklich, und diese drängt zu eigenen Produktionsgebieten; in ganz besonderem Maße aber drängt dazu die bisherige Art der Kautschukerzeugung, die für den Hauptteil der Weltproduktion auf dem Raubbau beruht. Dieser muß selbstverständlich zu einem allmählichen Versiegen der derzeitigen Kautschukquellen führen. Um die Kautschuk verarbeitende Industrie auf eine sichere Grundlage zu stellen, mußte man dazu übergehen, den Kautschuk in Pflanzungen anzubauen. Die ersten Anlagen dieser Art wurden 1861 auf der Insel Java geschaffen. Alle Staaten mit tropischem Kolonialbesitz sind diesem Vorgange gefolgt. Für Deutschland ist hier wieder das Kolonialwirtschaftliche Komitee bahnbrechend vorgegangen, hat in den Jahren 1898 und 1899/1900 Expeditionen nach Westafrika und nach Zentral- und Südamerika entsandt, welche die Ueberführung größerer Mengen von Kautschukfamen nach den Kolonien und die Einführung der Kautschukplantagenkultur in den tropischen Kolonien Deutschlands zur Folge hatten. Zur Zeit sind große Flächen mit diesen Pflanzungen besetzt und kilometerweise zieht sich an ihnen die Mittelland-, besonders aber die Usambarabahn dahin. Nach der amtlichen Plantagenstatistik waren in Deutsch-Ostafrika im Jahre 1908 11 991 ha Land mit 12 160 505 Kautschukbäumen bepflanzt, von denen 1 924 454, auf 2149 ha stehend, ertragsfähig waren. Von den Kautschukpflanzen geben in Deutsch-Ostafrika die Pflanze dem *Manihot Glaziovii* den Vorzug, weil dieses mit weniger gutem Boden zufrieden ist und nicht zu hohe Forderungen an das Klima stellt, mühelos gepflanzt werden kann und schnell wächst. Die *Manihot*kultur ist nur rentabel, wenn die Pflanzungen mindestens 100 ha groß sind oder wenn sie von Kleinsiedlern als Nebenkultur neben anderem getrieben wird. In letzter Zeit hat sich der Kautschukbau der Europäer der Kultur des wertvolleren *Hevea brasiliensis* zugewendet. Diese Pflanze ist aber viel anspruchsvoller, braucht vor allem guten Boden, feuchtes Klima und dazu noch Windschutz. Die meisten Kautschukpflanzungen findet man in den Bezirken Tanga, Wilhelmstal, Moschi, Pangani, Morogoro und Lindi. Wichtig ist für Rentabilität der Pflanzungen die nicht zu knapp bemessene Entfernung der Bäume, das rechte Zapfverfahren und das

Waschen des Rohkautschuks, ehe er auf dem Markte erscheint. Ueber Tanga wurde in den beiden letzten Jahren ausgeführt:

1911 an wildem Kautschuk	5993 kg für	32260 <i>M.</i>	an Plantagen-Kautschuk	612974 kg für	3118505 <i>M.</i>
1912 " " "	3883 " " "	13685 " " "	" " "	875819 " " "	6292991 " "

Der Bedarf der deutschen Industrie an **tropischen Hölzern** ist nicht unbedeutend und dauernd in Steigung begriffen. So benötigten wir 1909 rund 8700 t Farbhölzer im Werte von rund 700 000 *M.*, dazu noch 73700 t tropischer Nughölzer für rund 10,7 Millionen *M.* Diese Hölzer lieferte fast ausschließlich das Ausland. Für die Holzausfuhr aus irgend einem tropischen Gebiete sind an erster Stelle die Verkehrsverhältnisse jener Gegend ausschlaggebend. In unseren Kolonien konnte an eine Verwertung der Holzbestände im Innern nur dann gedacht werden, nachdem die Eisenbahn die Waldgebiete erreicht hatte. Die Waldgebiete sind für Deutsch-Ostafrika ganz bedeutend; in der Nähe der Küste liegen allein 250 000 ha Hochwald, 50 km landeinwärts weitere 1 bis 2 Millionen ha, durchsetzt mit Zedern und Mahagoni; die fiskalischen Waldreservate betragen 1909 386790 ha. Zur Erschließung der wertvollen Gebirgswälder erbaute die Deutsche Holzgesellschaft für Ostafrika eine 23 km lange Eisenbahn von der Station Tengenit der Usambarabahn nach Sigi, unterhalb Umani. Die Firma Wilkens & Wiese ließ in West-Usambara für 3 $\frac{1}{2}$ Millionen *M.* durch die Leipziger Baufirma Bleichert & Co. eine 8,8 km lange Drahtseilbahn anlegen, um die Schätze (Zedern und Podocarpus) des 25 000 ha großen Schumewaldes über den 2000 m hohen Gebirgsrand nach der Usambarastation im Pangantale Mtumbara zu befördern. Die Luftseilbahn kann die in Neuhornow geschnittenen Hölzer direkt nach den Wagen der Usambarabahn in Mtumbara bringen. Infolge dieser beiden Holzbahnen (beide wurden uns bekannt) im Anschluß an die Usambarabahn können jetzt größere Mengen groß- und feingeschnittene Nugholzes (z. B. Zedernholz für Bleistifte) in Tanga zur Verladung gelangen, wie wir uns dort durch den Augenschein überzeugen konnten.

In Verbindung mit der Nugholzfrage steht auch die Frage der Versorgung Deutschlands mit **Gerbstoffen**. Deutschland ist schon seit langer Zeit nicht mehr imstande, den Bedarf der deutschen Lederindustrie an Gerbstoffen zu decken. So mußte sie 1909 für mehr als 35 Mill. *M.* Gerbstoffe vom Ausland beziehen. Hierbei spielen die überseeischen Gebiete und die Lieferung des Quebrachoholzes, das 1909 der Menge nach 59,3% und dem Werte nach 40,3% der gesamten überseeischen Einfuhr ausmachte, die Hauptrolle. Um unsere Lederindustrie in dieser Beziehung vom Auslande unabhängig zu machen, richten sich unsere Blicke auf unsere Kolonien, ob an Gerbstoffen dort erzeugt werden kann, was wir bedürfen. Zu dem Zwecke sandte das Kolonialwirtschaftliche Komitee 1900 eine Expedition nach Deutsch-Ostafrika, um wildwachsende Gerbstoffpflanzen festzustellen und die Kultur wichtiger fremder Gerbstoffpflanzen zu fördern. Zu letzterem Zwecke wurde Saatgut der Gerberakazie und des Malettobaumes zu Kulturversuchen verteilt. Auf die Mimose oder australische Gerberakazie (*Acacia mollissima* und *Acacia decurrens*) setzte man nach den vorzüglichen Erfahrungen in der englischen Kolonie Natal dabei große Hoffnungen. Wir fanden von ihnen Wälder in West-Usambara (Wilhelmstal), am Kilimandscharo, an den Ugurubergen bei Morogoro und in den Bugubergen bei Soga, westlich von Daresalam. Die Bäume wachsen sehr schnell, bedürfen nur geringer Pflege und erlauben bereits im Alter von 6 Jahren eine Rindennutzung. Die Rinde hat mit ihrem 40—50% betragenden Gehalt an Gerbsäure einen großen Wert und stellt dem Pflanzler entsprechenden Lohn für seine Mühe in Aussicht. Die Kolonialregierung unterstützt den Anbau der Gerberakazie tatkräftig durch Verteilung von Saatgut. Auch die Mangrovenrinde dürfte für Zwecke der Gerberindustrie besonders mit in Frage kommen, nachdem es 1907 gelungen ist, die vollständige Entfärbung des Mangrovenextraktes (Beseitigung der roten Farbe) zu erzielen. Man hat darum in Deutsch-Ostafrika angefangen, an den Küsten Mangrovenwäldungen anzulegen. Dazu werden noch Versuche mit dem australischen Malettobaume unternommen, dessen Rinde auch reich an Gerbsäure ist. Alle vorgenannten Maßnahmen lassen erwarten, daß in nicht zu ferner Zeit der heimische Bedarf an Gerbstoffen durch unsere tropischen Kolonien gedeckt werden kann. Ueber die Ausfuhr dieses Kolonialproduktes nur einige Zahlen. Aus Deutsch-Ostafrika wurden ausgeführt an Gerbstoffen:

1903	71,1	Tonnen im Werte von	2270 <i>M.</i>
1904	2114,5	" " " "	28894 "
1905	1414,2	" " " "	20134 "
1906	1504,5	" " " "	17868 "
1907	2665,2	" " " "	38671 "
1908	1893,1	" " " "	32938 "
1909	3196,9	" " " "	37144 "

Diese Werte dürften jetzt, nachdem die Gerberakazienpflanzungen ertragsfähig geworden, eine ganz besondere Steigerung erfahren haben.

Die erfolgreichen Bemühungen, die man in Togo und Deutsch-Südwestafrika mit dem **Tabakbau** gemacht, ermunterten trotz des Mißerfolges in Ostusambara (z. B. Lewa) zu neuen Versuchen. In Ostafrika ist der Tabak durch das ganze Gebiet verbreitet und zwar als Eingeborenenkultur. Der Negertabak ist aber schwer und nicht nach unserem Geschmack. Der von den Buren am Meruberge gebaute Tabak — ich habe eine in Bananenblätter verpackte Probe mit nach hier gebracht — ist aber so nikotinhalzig, daß er für die Europäer erst durch Abkochen rauchbar gemacht werden kann. Neuerliche Versuche zur Erzielung eines brauchbaren Zigarettentabaks waren in Westusambara von Erfolg (Pflanzung des mir bekannten Stabsarztes a. D. Dr. Philipp in Wilhelmstal). Für das Kilimandscharogebiet läßt jetzt die D. K. W. (Deutsch-Koloniale Wirtschaftsvereinigung), eine Vereinigung deutscher Tabakinteressenten, Versuche in großem Maßstabe ausführen. Sie hat einen Sachmann nach dort geschickt, der bereits in Deutschsüdwest mit Erfolg tätig gewesen; ich traf ihn in Moschi und konnte mich von ihm zur Sache unterrichten lassen.

Unter den Kolonialwaren, die in großen Mengen nach Deutschland aus den tropischen Ländern zur Einfuhr kommen, steht an erster Stelle mit der **Kaffee**. Um welche Mengen und Werte es sich hierbei handelt, geht aus nachstehender Zusammenstellung hervor. An Rohkaffee wurden bei uns eingeführt:

1880	94 222	Tonnen im Werte von	150,8	Mill. <i>M</i>
1892	122 032	" " " "	196,5	" "
1904	180 093	" " " "	162,9	" "
1909	213 488	" " " "	187,7	" "

Aus Deutsch-Ostafrika sind schon seit 1899 nennenswerte Mengen von Kaffee zur Ausfuhr gelangt, allerdings mit wechselndem Erfolge, weil man ohne genügende Erfahrung arbeitete und nicht das rechte Kaffeegebände dazu benutzte hatte. Dazu kamen noch die niedrigen Kaffeepreise in den Jahren 1906/7 (0,68 *M* fürs kg), die wenig ermutigten. Aus diesem Grunde hat man das ursprüngliche Hauptkaffeegebiet in Usambara (1903 dort 2 1/2 Mill. Bäume) mehr und mehr eingehen lassen. Dafür erkannte man aber als besonders gute Kaffeegebiete die vulkanischen Hänge am Kilimandscharo und am Meruberge. Die Bäume ohne Schattenbäume (als solche dienen in Ostusambara Acacien und besonders *Grevillea robusta*) gepflanzt tragen hier reich und gut; so will man in Riboscho bei Moschi auf einem Baume bis 5 kg ernten, allerdings bei sorgfamer Pflege und Düngung. Die Bäume standen nach meinen Beobachtungen am Kilimandscharo recht gut und waren auch, weniger den vielen Schädlingen ausgesetzt wie in Usambara. Ganz besonders wichtig ist für uns aber das deutschostafrikanische Kaffeeland im Bezirke Bukowa im Westen des Viktoria-Sees, mit der vor Jahren auf Veranlassung des deutschen Residenten die dortigen Sultane begonnen haben. Hier hat sich mit der Zeit der Kaffeebau zu einer wirklichen Volkskultur entwickelt, die ganz beträchtliche Gewinne abwirft. Der kleinbohnige Bukowa-Kaffee, der dem arabischen Kaffee sehr ähnelt, wird auf dem Marke gut bewertet. Er wird zumeist nach Marseille oder nach Aden verschifft. Ueber den Umfang der Kaffee-Erzeugung von Bukowa möge folgende Tabelle Auskunft geben:

Ausfuhr	1905	234	Tonnen im Werte von	51 564	<i>M</i>
	1906	215	" " " "	86 868	"
	1907	182	" " " "	64 713	"
	1908	284	" " " "	90 944	"
	1909	294	" " " "	112 771	"
	1910	408	" " " "	223 100	"
	1911	506	" " " "	474 461	"

Nach einer am Anfange 1912 erfolgten Zählung soll es im Bezirke Bukowa rund 325 000 Kaffeebäume im Besitze von Eingeborenen und rund 300 000 Bäume im Besitze von Europäern geben. Der gesamte Kaffee von Bukowa kann selbstverständlich nur mit der englischen Ugandabahn bei Kilindini (Mombasa) zur Küste gelangen. Die Kaffeerausfuhr aus dem gesamten Deutschostafrika hat sich ganz bedeutend gesteigert. Folgende Zahlen berichten darüber:

Ausfuhr	1905	641	Tonnen im Werte von	464 086	<i>M</i>
	1906	742	" " " "	531 590	"
	1907	631	" " " "	540 093	"
	1908	1010	" " " "	942 222	"

Ausfuhr	1909	. . . . .	918	Tonnen im Werte von	886 999	ℳ
	1910	. . . . .	995	" " " "	837 744	"
	1911	. . . . .	1176	" " " "	1 266 000	"

1911 waren 3124 ha mit insgesamt 3 383 288 Kaffeebäumen bepflanzt. Wenn sich die Ausfuhrwerte in gleichem Maße noch weiter steigern, ist zu erwarten, daß ein großer Teil des deutschen Geldes, welches jetzt für Kaffee ins Ausland fließt, unseren Kolonien und damit unserem eigenen Lande zugute kommt.

Unter den kolonialen Delfrüchten, die von Deutschostafrika zur Ausfuhr gelangen, steht zur Zeit an erster Stelle die **Kopra**, d. i. das an der Sonne getrocknete Innere der Kokosnuß, der Frucht der Kokospalme (*Cocos nucifera*). Die deutsche Industrie hatte 1906 einen Kopra-Bedarf von 799 469 Doppelzentnern im Werte von 29 107 240 ℳ; seitdem wird sich dieser Bedarf wesentlich gesteigert haben. Der Anbau der Kokospalme, die fast im ganzen Küstengebiet wohl gedeiht, war anfänglich ganz in Händen der Eingeborenen; doch haben jetzt eine ganze Reihe europäischer Pflanzungsgeellschaften an allen Teilen der Küste Kokoskulturen unternommen und sie gegen früher ganz bedeutend erweitert. 1907 standen in Deutschostafrika rund 1 Million Kokospalmen; Platz wäre aber für mindestens die zehnfache Zahl. — Neuerdings wendet die Kolonialregierung der **Delpalmenkultur** eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu, indem sie Saatgut und Pflänzlinge an Europäerplantagen und an die eingeborene Bevölkerung verteilt. Es wäre zweifellos für unsere ostafrikanische Kultur von großem Vorteil, wenn diese Bestrebungen Erfolg hätten, da der Weltmarkt für alle Delfrüchte eine fast unbeschränkte Aufnahmefähigkeit zeigt.

Recht wünschenswert würde für Deutschostafrika eine ausgedehntere **Reiskultur** sein, da der Reis als gefuchtes Nahrungsmittel für die Eingeborenen gilt; für rund 2 Millionen ℳ muß jährlich aus Indien in unsere Kolonie eingeführt werden, um den Bedarf zu decken. Die Bodenverhältnisse in den Küstenniederungen und an den Flußmündungen sind dieser Kultur günstig, wie die Unternehmungen am unteren Pangani zeigen. — Günstig liegen die Verhältnisse für den Anbau von **Mais**, der in der Kolonie selbst guten Absatz findet und ein begehrtes Ausfuhrprodukt ist. Die von uns in West-Ufambara und am Kilimandscharo beobachteten Maisfelder zeigten einen tadellosen Stand. — Gewisse Erfolge zeigen die Versuche, in unserer Kolonie den **Kakaobau** einzuführen; sie wurden von der Sigi-Gesellschaft am Fuße vom Gebirge Ost-Ufambaras unter Kapokbäumen in größerem Umfange unternommen. Der Pflanzenstand und Fruchtansatz war ausgezeichnet, wie wir uns durch Augenschein überzeugen konnten. Wenn auch Deutschostafrika bezüglich der Kaka-Ausfuhr nicht mit Kamerun, Togo und den Südbsee-Kolonien konkurrieren kann, so ist es doch schon erfreulich, wenn von dort 1907 bereits 4566 kg Kakaobohnen im Werte von 6952 ℳ zur Ausfuhr kamen.

Auch der Anbau von **Kampfer** scheint für unsere Kolonie eine Zukunft zu haben; denn die Pflanzungen des Kampferbaumes (*Cinnamomum Camphora*), die wir bei Umani beobachten konnten, zeigten durchweg ein gesundes Aussehen. Ein gleiches beobachteten wir an gleichem Orte an den Wäldern des Chinarindenbaumes (*Cinchona succirubra*). 1907 waren in Ufambara und am Kilimandscharo bereits 92 000 Bäume dieser wertvollen Pflanze, aus deren Rinde (Deutschland benötigt davon jährlich 400 000 Doppelzentner im Werte von 4—5 Mill. ℳ) das für die Tropenmedizin wichtige Chinin gewonnen wird.

Wichtig ist, daß man in den Gebirgsgegenden Deutschostafrikas (Ulugurugebirge, Ufambara, Kilimandscharo) auf den Anbau unserer **europäischen Gartengewüse** (Kohl und grüne Gemüse verschiedener Art) ein großes Gewicht legt, um die Europäer der Küstenplätze und die dort anlegenden Dampfer damit versehen zu können. Am ausgedehntesten fanden wir diese Gemüsezuucht bei Hedderode in der Nähe von Wilhelmstal, nicht minder in Kwai (Besitzer Herr Allich) und der katholischen Mission Gare (Pater sup. Rohmer) in der gleichen Gegend und bei Dr. Förster in Utmoschi. Es gewährt einen eigentümlichen Eindruck, wenn man unsere heimischen Gartengewüse in nächster Nachbarschaft von Bananen, Kaffeebäumen und anderen Vertretern der tropischen Flora erblickt.

Von den tierischen Produkten, die in ganz bedeutender Menge für unsere Industrie aus dem Auslande bezogen werden müssen, sind zu nennen die **Felle und Häute**. Die deutsche Lederindustrie mußte im Jahre 1909 202 730 t im Werte von 330,9 Mill. ℳ hiervon einführen. Wenn man bedenkt, welche große Rinderherden die Massai in ihrem mächtiggroßen Reservat ihr eigen nennen, und die großen Weideflächen (mindestens 40 000 ha) im Muansabezirk an der Ostseite des Viktoria-Nyanza zwischen dem Baumann- und Spekegolf betrachtet, die zur Zeit für die Viehzucht nutzlos sind, dazu die grasreichen Hochländer im Innern der Kolonie, da möchte man wohl wünschen, daß die deutsche Lederindustrie hiervon mehr Nutzen haben möchte, als bisher.

Für unsere Landsleute im Schutzgebiet ist von großer Wichtigkeit, daß sie bezüglich der Versorgung mit **Milch und Butter** nicht auf Zufuhr von außen angewiesen sind, wie es jetzt der Fall sein muß. Das kleine, kurzhörnige Zeburind mit dem starken Höcker auf dem Nacken gibt nur wenig Milch, im Höchstfalle $\frac{1}{2}$ Liter, allerdings so fett, daß man sie als Sahne bezeichnen möchte. Die Menge ist aber so gering, daß es völlig unmöglich ist, das Butterbedürfnis unserer Landsleute in der Kolonie befriedigen zu können. Versuche, die auf der ehemaligen Regierungsfarm und jetzigen Besitzung des Herrn Illich in Kwai stattgefunden, mit dem Zwecke, einen ertragsreicheren Schlag von Milchvieh zu züchten, waren von Erfolg. Wie uns Herr Illich mitteilte, verschwand schon bei der ersten Kreuzung des Zebus mit Friesenvieh der Höcker fast völlig; der Milchertrag steigerte sich und zwar schon bis zu 5 Liter für den Tag. Die Buttergewinnung wurde nunmehr lohnend. Der dabei werdende Abfall bildete die Veranlassung zu einer großen Schweinezucht (Frankenrasse) und Schweineschlächterei zur Versorgung der Küstenplätze und Europäerorte im Innern mit Würst, Schinken und anderen gesuchten Delikatessen des heimischen Vorkontinenters. Die sorgsam verpackten Fleischwaren und die in verloteten Blechbüchsen untergebrachte frische Butter wird wöchentlich einmal nach Mombo an der Usambarabahn und von dort nach Tanga gebracht. Zur Ermöglichung des schnellen Transportes zur Bahnstation auf dem 32 km langen Wege dahin läßt Herr Illich von Wilhelmstal bis Mombo sein kräftiges Lastauto gehen, das auch sonst für den dortigen Verkehr als Verkehrsmittel dient und auch von uns als eine große Wohltat empfunden wurde.

Mineralische Bodenschätze kommen für Deutsch-Ostafrika für jetzt nur in geringerem Maße für die Ausfuhr in Frage und zwar Gold von Sekente und Glimmer aus den Uuguru- und Usambarabergen. Die **Glimmerfundstätten** bei Morogoro (Morogoro-Glimmerwerke vorm. Prüffe), die derzeit unter der sachkundigen Leitung des Bergingenieurs Jobben stehen, wurden von uns besucht und eingehend besichtigt. Der Glimmer wird hier zumeist im Tagebau in Pegmatitgängen in Platten bis zu 1 m Länge gefunden; sie entsprechen allen Anforderungen der Elektrotechnik, sowie der Ofen- und Beleuchtungsindustrie. An einer Stelle der Berge hat man einen etwa 25 m langen Stollen (Kaltenstollen) getrieben und in ihm einen Schacht abgeteuft, um zu besonders großen Platten gelangen zu können. Außer dem oben genannten Glimmerwerke sind noch einige andere im Betriebe, aber in gleicher Art. Die Produktion betrug in den letzten Jahren:

1908 . . .	77 538 kg	im Werte von	208 947 M.	Wert fürs kg	2,69 M.
1909 . . .	94 852 " "	" " "	258 799 " "	" "	2,73 "
1910 . . .	106 580 " "	" " "	320 720 " "	" "	3,01 "

Die Mengen haben also stetig zugenommen, dabei hat sich die Güte des Minerals gesteigert, wie aus den angegebenen Preisen hervorgeht. In West-Usambara ist der Glimmerbau erst im Anfange begriffen. Wir besuchten die dem Herrn Höfinghoff in Tanga gehörigen Gruben bei Madala nächst Mombo (bei Wilhelmstal) und waren hier Zeuge von einer erstmaligen größeren Förderung: In 3 Stunden wurden in einem Tagebau 274 kg großplattiger Glimmer von tadelloser Spaltbarkeit zu Tage gebracht.

Und nun noch kurz die **Arbeiterfrage**, worüber in den dortigen Zeitungen und von uns persönlich gar mancher Schmerzensschrei von Pflanzern und anderen Unternehmern zu hören war. Es ist zweifellos Tatsache, daß in Deutsch-Ostafrika Arbeitermangel herrscht. Der Grund hierfür liegt in der gewaltigen Entwicklung, die dort zum Segen der Kolonie und Heimat das Pflanzern- und Unternehmertum genommen hat, wodurch die große Nachfrage nach Arbeitern entstand. Bei der dünnen Besiedelung Ostafrikas mit Eingeborenen und ihrer schwachen Vermehrung (große Kindersterblichkeit!), sowie bei der Tatsache, daß aus gesundheitlichen Gründen nicht jeder Eingeborene an jedem Orte der Kolonie zu arbeiten vermag, kann und konnte die sich stetig steigende Nachfrage nach Arbeitern nicht befriedigt werden. Immerhin ist ungeheuer viel zur Lösung der Arbeiterfrage geschehen, wenn man erfährt, daß jetzt in den Pflanzungen über 50 000 und im Bahnbaue über 20 000 Eingeborene beschäftigt werden; derartige Zahlen hätte man noch vor zehn Jahren für völlig unmöglich gehalten. Die Arbeiterfrage ist, wie Exzellenz Dr. Solf bei Gelegenheit des deutschen Abends auf dem Bismarckplatze zu Tanga ausführte und dem wir mit bewohnen konnten, kein spezifisch ostafrikanisches Problem, sondern ein allgemein afrikanisches, ja noch viel weiter gehendes: Es tritt überall auf, wo in tropischen Gebieten weiße Herrenvölker mit farbigen Untertanen in Berührung kommen. In dem Parallelogramm der widerstrebenden Kräfte von Schwarz und Weiß die rechte Diagonale zu finden, wird nur möglich sein, wenn der einsichtige Pflanzler Hand in Hand mit der ihm wohlwollenden Kolonialregierung die Lösung der Aufgabe sucht.

4) Deutsch-Ostafrika als Siedlungs- und Touristengebiet.

Nach dem erst jetzt erschienenen Berichte der 1908 unter Führung des damaligen Unterstaatssekretärs Dr. v. Lindequist nach Ostafrika entsandten Kommission über „Deutsch-Ostafrika als **Siedlungsgebiet** für Europäer“ und nach unseren eigenen Wahrnehmungen können für Besiedelung durch Weiße nur die hochgelegenen Gebiete in Frage kommen, wo das nächtliche Temperaturminimum weniger als 10 bis 15 Grad C. beträgt. Dies wird im allgemeinen der Fall sein bei einer Meereshöhe von mindestens 1000 m, wenn dabei die Abwesenheit der tropischen Krankheiten (besonders von Malaria) gewährleistet ist. Diese Verhältnisse finden wir in Westusambara, sowie im Meru- und Kilimandscharogebiet. In Wilhelmstal, Moschi und Aruscha ist dies durch jahrelange Beobachtungen festgestellt worden. Man hat hier regelmäßige tägliche Temperaturschwankungen, trotz zeitweise auftretender Nebel, nicht zu große Feuchtigkeit, nicht die schwüle Luft der Küste und Niederung, reines und fließendes Wasser zu jeder Jahreszeit, Abwesenheit infektiöser Krankheiten seuchenartigen Charakters. Die in Frage kommenden Gebiete sind etwa 12000 qkm groß und unter Benutzung der Usambarabahn leicht erreichbar. Die Lindequist'sche Kommission hat von 86 Plätzen (Farmen, Pflanzungen, Missionen), von 96 Gewährsleuten und über 303 Weißen Erkundigungen eingezogen und durchweg bestätigt gefunden, was für die Besiedelung durch Weiße spricht. Nach den amtlichen statistischen Zahlen von 1908 weist der Bezirk Moschi mit 573 Weißen eine Sterblichkeitsziffer von 0,7 % auf, gegen 1,8 % in Deutschland. Neuzuwandernden muß aber dringlich gesagt werden, die Auswanderung nicht aus Geradewohl hin zu unternehmen, weil die Gegend schon verhältnismäßig gut besiedelt ist und weil in den Bezirken Wilhelmstal und Moschi für neue Pflanzungen kaum noch verfügbares Regierungsland zu haben sein dürfte. Im übrigen bereitet sich dort eine sehr gesunde wirtschaftliche Aenderung vor, nämlich die der Kleinsiedelung, indem man daran geht, zu große Pflanzungen in mehrere kleinere aufzulösen, was für gewisse Wirtschaftsformen von Vorteil zu sein scheint.

Als **Touristengebiet** kommt Deutsch-Ostafrika besonders für den wissenschaftlichen Touristen und sodann für den Hochtouristen in Frage. Für den wissenschaftlichen Reisenden ist der Besuch der Urwälder, wie wir sie vorstehend unter 2) geschildert, ganz besonders empfehlenswert. Hier gilt es unter allen Umständen, längeren Aufenthalt auf der Sachsenhöhe (Seidels Sanatorium) bei Morogoro, in dem Kaiserlich biologischen Institut zu Amani und in den Dr. Förster'schen Gärthöfen zu Altmoschi und Marangu zu nehmen. Das Zentrum für wissenschaftliche Forschungen in der Kolonie ist das Institut zu Amani mit seiner reichhaltigen Bibliothek, seinen Arbeitsplätzen in den Laboratorien (botanischen, zoologischen und chemischen) und seinen Fachgelehrten. Deshalb hat die deutsche Regierung das anfänglich nur für den Besuch von Buitenzorg gestiftete Stipendium, „Buitenzorg-Stipendium“ genannt, dieser Alleinverwendung bereits entzogen; es wird auch zum Besuche von Amani verliehen. Jedem deutschen Staate, namentlich dem mit einer Landesuniversität ausgestatteten, würde es zur besonderen Ehre gereichen, wenn er für einen jungen Gelehrten etwa 3000 M als Jahresbeihilfe zum Besuche von Amani in den Staatshaushaltsplan mit aufnehmen würde; es würde diese Maßnahme nicht nur von Nutzen für die Kolonie, sondern für die Wissenschaft überhaupt sein.

Für den Hochtouristen Deutsch-Ostafrikas kann nur das Gebiet des Kilimandscharo mit dem höchsten Berge Afrikas in Frage kommen. Das Herz jedes Hochalpinisten muß vor Freude lachen, wenn er die beiden Gipfel Kibo (6010 m) und Mawenzi in der Absicht erblickt, ihnen einen Besuch abzustatten. Die eingeborenen Begleiter sind allerdings anderer Meinung; sie haben vor diesen Bergriesen eine heilige Scheu. Der eine unserer aus Darressalam stammenden Boys, Seltman, sagte mir, als ich ihn aufforderte, den Kibo mit zu besteigen, wie dieser uns zu Neumoschi als schneebedeckter Riese erstmalig zu Gesicht bekam: „Bwana mkubwa (hoher Herr), ich gehe nicht mit, und wenn du mich tot schlägst!“ Die Besteigung des Kibo, einstmals eine Leistung ersten Ranges, wird jetzt auf Grund der vielen Erfahrungen und Erkundungen in jenem Gebiete touristisch lange nicht mehr so hoch bewertet, wie früher. Kaum glaublich erscheint es, wie vor H. Meyer so viele Versuche, den Berg zu bezwingen, scheiterten, wie H. Meyer mehr als eine Reise unternehmen mußte, um sein Ziel zu erreichen. Und doch waren und sind die Leistungen H. Meyers erstklassig, da sie auf einem völligen Neuland inmitten großer Gefahren erfolgten. Mit welchen Schwierigkeiten bei diesen Hochtouren gerechnet werden muß, möge aus einer Schilderung hervorgehen, die Dr. Förster aus Moschi in der Nummer vom 4. Jan. 1913 der „Illustrierten Beilage zur Usambarapost“ (Tanga) über seine dortigen Bergbesteigungen gibt: „Als ich vor etwa sechs Jahren zum ersten Male mit zwei mir befreundeten Missionaren von Marangu aus zum Kibogipfel strebte, mußte uns das vorhandene Kartenmaterial wenig oder gar nichts. Wir gingen denn auch, unbekannt mit den Hindernissen, gründlich verkehrt, viel zu nahe am Urwald, litten an Wassermangel. Auf der Suche nach Wasser verlor ich meine Begleiter, erreichte mit Mühe am späten

Abend mit einigen Schwarzen den Fuß des Kibo, aber nicht die Höhle. Kein Tropfen Wasser, kein Stück Eis war zu finden, dazu ein Sturm bei 10 Grad unter Null und kein geschützter Platz zum Nächtigen. Wie werde ich vergessen, wie meine Schwarzen enttäuscht an den Felsen niederstürzten, die ich in der Ferne als eine Höhle glaubte erkannt zu haben. Stöhnend stießen sie den Kopf in den Sand vor Schmerz und Mattigkeit. Eine furchtbare Angst ergriff mich. Die Sonne ging zur Neige. Mit Aufgebot aller Willenskraft schleppte ich die Beine, die gleich Bleiklößen an dem Körper hingen, vorwärts, um Schutz zu suchen für mich und meine Leute. Das Glück war mir hold. Ich fand eine Felspalte und nicht weit davon etwas Schnee. Wir waren gegen das Schlimmste gesichert, hatten zu unserem mitgebrachten Brennholz nun auch das Wasser.“

Die Besteigung von Marangu aus ist heute, wo ein von Dr. Förster am Bismarckhügel erbautes Steinhaus gute Unterkunft bietet, viel bequemer als ehemals. Wir sind bis zum Bismarckhause geritten und von da zum Gipfel des Bismarckhügels (3000 m), dem Mawenzi gegenüber, gestiegen. Wenn die beiden anderen Försterschen Schutzhütten am Fuße des Mawenzi und bei der Hans-Meyer-Höhle aufgebaut und der geplante Reitweg zu diesen Hütten fertig gestellt ist, dann werden sich die Hochtouren hier bequemer gestalten lassen. Bei unserer Anwesenheit in Altmoschi sahen wir die eine der beiden letztgenannten Hütten auf dem Hofplatz des Herrn Dr. Förster bereits in dem Gebälkwerk fertig gestellt. Für den Reitweg nach dem Mawenzi und Kibo war während unserer Anwesenheit im Kilimandscharogebiet eine außerordentlich günstige Führung durch den Gouvernements-techniker Killing und Dr. Förster gefunden worden. Der neue Reitweg, der in der Breite von 1 m gebaut werden soll, führt an der unteren Grenze der Mawenzigletschertäler, einem alten Wildwechsel folgend, vom Bismarckhügel (3000 m) von Südosten nach Nordwesten bis in das Nylavatal und folgt diesem bis zum Plateau. Er führt also vorüber am Südtal, Förstertal, Dreispitzental und zwar immer da, wo die ehemaligen Gletschertäler an ihrem Ende kesselförmig auslaufen und damit den Ursprung der ehemaligen Gletscherbäche bilden, die weiter unten zu tief eingeschnittenen Flußtälern werden. Am Wege wird im Förstertal die Karl-Peters-Hütte (4200 m) errichtet werden. Die für das Ende des Reitwegs geplante Kibohütte am Fuße des oberen Kibofegels wird der Ausgangspunkt sein für Besteigung des Kibo, der in den Mondnächten bis zum Eis im Osten erklommen, sehr wohl mit Schneeschuhen entweder um den Nordwall umfahren oder im Krater durchquert werden kann. Eine künftig im Westen zu erbauende Schutzhütte wird dann den in rasender Eile auf den großen westlichen Gletschern herablaufenden Schneeschuhläufer aufnehmen, der dann von hier nach Madzsama absteigen wird. Die im letzten Herbst von Mitgliedern des Akademischen Ski-Clubs zu München, W. Furtwängler und F. König, erstmalig mit großem Erfolge durchgeführte Besteigung der Kibospitze mit Skis wird zweifellos nicht ohne Nachfolge bleiben. Die Skis, die erstmalig ihre Träger bis zu dieser Höhe gebracht, hängen im Bismarckhause, den kühnen Münchnern zur Ehre, den künftigen Kilimandscharo-Besteigern zum Ansporn. Die Baukosten des oben näher beschriebenen Reitwegs (zirka 4000 Rp.) dürften von der Regierung getragen werden, die nach den mir persönlich gewordenen Versicherungen des stellvertretenden Gouverneurs, Herrn Geheimrat Methner, an der touristischen Erschließung des Kilimandscharo großes Interesse hat. Das gleiche Interesse bekundete der Bezirksamtman von Moschi, Herr Dr. Auaak. Führerlos sollten aber auch künftig die dortigen Hochtouren nicht unternommen werden. Der Kenner des Berges findet seinen Weg auch im dicksten Nebel. Anders stellt sich aber die Sache, wenn Sturm, Hagel und Schneegestöber eintritt — eine nicht seltene Erscheinung, gefahrbringend für jeden, der nicht dagegen gewappnet ist. Dr. Förster gibt in dem von mir oben angezogenen Artikel für diese Touren folgende Ratschläge:

1. Kein Träger sollte über 35 Pfund Last erhalten, seine eigenen Schlafdecken inbegriffen, damit er stets kräftig genug bleibt, der Witterungsunbill zu widerstehen.
2. Der Europäer mache stets den Schluß seiner Safari und habe immer den ersten seiner Leute, d. h. den Führer, im Auge. Das ist eine eiserne Regel.
3. Ein Mann ist mit einer wasserdichten Plane auszurüsten, unter die im Notfalle die gesamten Leute schlüpfen können (ein Zelt ist viel zu umständlich). Im Nebel kann, Mann hinter Mann, die Karawane vorwärts gehen, dem Führer folgend. Auf alle Fälle muß eine Wasserstelle erreicht werden.

Der Europäer selbst kann, wenn er mit Schneereisen, Steigeisen und Schneebrille ausgerüstet ist, es wagen, auch ohne Seil die Kaiser-Wilhelmspitze und den Krater des Kibo zu besuchen. Der Führer wird ihm seine Ausrüstung bis an den Gletscher bringen, ja ihn bis zum Krater begleiten.

Am Mawenzi hat nur der ganz erfahrene Kletterer etwas zu suchen; denn gar zu leicht kann ein Todessturz erfolgen, wenn der Tourist es wagen sollte, sich an brüchigem Lavagestein emporziehen zu wollen oder die gefährlichen schmalen, schottrigen Bänder zu passieren.

Als selbstverständlich gilt für den, der ungestraft auf den stolzen Höhen des Kilimandscharo wandeln will, die Voraussetzung einer eisernen Gesundheit, eines unerschrockenen Mutes, eines starken Willens und einer großen alpinen Erfahrung.

III. Die Heimreise.

Die Heimfahrt erfolgte mit dem Reichspostdampfer der Deutschostafrika-Linie „Gertrud Wörmann“ (Kapitän Carstens).

In **Kilindini**, dem jetzigen Hafenplatz für **Mombasa**, verließ Excellenz Dr. Solf unser Schiff, der mit den Herren des Kolonialamtes von hier aus mit der Ugandabahn nach dem Viktoria-See und zum Besuche der dort angrenzenden Teile unserer ostafrikanischen Kolonie zu reisen gedachte. Wir fuhren unter der Führung eines Suaheli mit einer Trolly durch einen prächtigen Mangowald nach dem 1 Stunde entfernten Mombasa, einer englischen Handelsgrößstadt, bestehend aus einer Anhäufung von Häusern, Wohn- und Geschäftsläden-Löchern, strotzend von Unrat und Stinkluft, bewohnt von einem Völkergemisch, denen Staub und Schmutz die gleiche Hautfarbe verliehen. Hier wurde uns durch den überzeugendsten Anschauungsunterricht der Unterschied zwischen einer englischen und einer deutschen Kolonialstadt vorgeführt.

Im Indischen Ozean fuhren wir zunächst mit dem Südostmonsun und zwar nahezu mit derselben Geschwindigkeit, so daß sich unser Schiff dauernd in ruhiger, allerdings dabei schwüler Luft befand. Von Kap Guardafui erreichten wir nach eintägiger Fahrt die englische **Festung Aden**. An der durch steile Felsen verfesten Küste befindet sich der neuangelegte Küstenplatz Aden; hinter den mit zahlreichen wohlbewehrten Forts ausgestatteten Gebirgen der Küste liegt das alte Aden mit den Kasernen der vielen Truppen, die jederzeit hier vorhanden sind; denn jeder Truppentransport nach und von Indien muß hier seine Mannschaften wechseln; jeder aus- und heimreisender Truppenkörper muß in der dortigen Glutluft 6 Monate verbringen. Von der Küste zum Truppenplatz führt von der Küste durch einen Engpaß eine Straße; außerdem sind noch 2 elektrisch beleuchtete Tunnel durch das Küstengebirge getrieben, um von der aus unbemerkt Truppen nach dem Einschiffungsplatz befördern zu können. Bei der großen Heimlichkeit, mit der die Engländer ihre Festungen zu umgeben wissen, waren wir erstaunt, daß wir auf dem Wege nach und von den Tanks das innere Festungsgebiet so ungehindert passieren konnten.

Das durch seine Hitze berüchtigte und gefürchtete **Rote Meer** lag nun in direkter Fahrt vor uns, und 5 Tage lang sollten wir das zweifelhafte Vergnügen haben, die klimatischen Verhältnisse am eigenen Körper studieren zu können. Ich will an dieser Stelle zunächst eine Zusammenstellung der Luft- und Wassertemperaturen jener Erdgegend geben, wie sie sich aus der täglich sechsmal erfolgten Beobachtung ergibt:

		Beobachtete Temperatur in Centigraden						
		4 am	8 am	12 m	4 pm	8 pm	12 pm	
8. Sept.	Luft	26,2	30,2	31,3	32,0	31,3	30,8	
	Wasser	21,5	31,2	32,3	31,1	31,5	31,0	
9. Sept.	Luft	30,6	30,8	31,0	30,5	30,5	29,8	
	Wasser	31,0	31,0	30,8	30,3	30,2	29,8	
10. Sept.	Luft	29,2	29,6	29,7	30,0	29,2	29,0	
	Wasser	29,5	30,2	30,0	29,8	29,6	28,5	
11. Sept.	Luft	29,2	28,2	28,5	27,8	27,5	27,8	
	Wasser	26,3	28,0	28,0	27,2	26,0	25,9	
12. Sept.	Luft	25,0	24,8	—	Im Suezkanal		—	
	Wasser	25,5	25,2	—	—	—	—	

Die Temperaturen sind an sich gar nicht absonderlich hoch, wenn wir zum Vergleiche an unsere zeitweise auftretenden heimatischen Sommertemperaturen denken. Unangenehm ist aber für das Rote Meer der fast gleichmäßig hohe Stand der Luftwärme zur Tages- und Nachtzeit, verbunden mit den ebenso hohen Meerestemperaturen, sodaß kein Bad mehr erfrischend wirken kann. Da ferner die Luft andauernd 100 % Feuchtigkeit hat, ist unser Körper außerstande, sich durch Schwitzen Verdunstungskälte und Blutabkühlung zu schaffen. Es wird so der Wärmeregulator für unser Blut außer Betrieb gesetzt und dadurch das Gefühl des höchsten Unbehagens erzeugt. Da unser Dampfer gegen einen kräftigen Nordwind fuhr, war der Zustand immer noch erträglich. Als Lohn für das Aushalten in diesen Temperatur- und Feuchtigkeitsverhältnissen wurde uns im südlichen

Teile des Roten Meeres ein ganz besonders großartiges Meeresleuchten besichert; denn hierzu waren alle Verhältnisse günstig: Hohe Luft- und Meerestemperatur, hochgespannter elektrischer Zustand der Luft und dazu das bewegte Meer.

Der **Suezkanal** wurde nach 16 stündiger Fahrt zurückgelegt und zwar nachts. Nach einem wunderfarbigen Abendbilde mit den hohen und scharfen in Dunkelblau gehüllten Felsenzacken von Suez im Vordergrund und einer im Zenit mit Dunkelviolett einsetzenden und am Horizont mit dem brennendsten Goldgelb abschließenden Himmelsfärbung senkte sich die Nacht auf das Wüstenbild, das den Rahmen des Kanals bildet. An der Verbreiterung und Vertiefung des Kanals wird mächtig gearbeitet, wie besonders bei Suez zu schauen war. Es ist ein mächtiges Werk, diese „völkerverbindende Straße“, und das stolze Lessepsdenkmal auf der gewaltigen Eingangsmole von Port Said ist ehrlich verdient.

Die **Fahrt durchs Mittelmeer** zwang uns ob der kühlen Temperatur bald in die dunklen nordischen Kleider. In einer nebligen Nacht wurde die Straße von Bonifacio und bei Regen und Sturm die Meerenge von Gibraltar mit dem „schlafenden britischen Löwen“ passiert, und in der Frühe des 24. September warfen wir vor Tanger in Marokko Anker. Wir verspürten aber keine Lust nach dem Leben und Treiben dieser Schmutz-Stadt, die wir 1906 und 1910 zur Genüge kennen gelernt. Der Golf von Biscaya und der Kanal brachten uns viel stürmische See, die uns aber nicht im mindesten stören konnte. Unangenehm war uns vielmehr das kalte Wetter. Der unangenehmste Schluß der Seereise war uns ein 24 stündiger Quarantäne-Aufenthalt bei Cuzhaven, veranlaßt durch unter Choleraverdacht erkrankten Mitreisenden des einen der beiden Fremdenlegionäre, die wir in Tanger an Bord genommen hatten, angeliefert von der dortigen deutschen Gesandtschaft.

Ich bin am Ende meines Berichtes.

Bei der Fülle meiner Beobachtungen, Erlebnisse und Erörterungen ist es auf dem mir zur Verfügung stehenden Raume völlig unmöglich gewesen, auch nur annähernd meine Reise erschöpfend behandeln zu können, zumal ich hierfür im anstrengenden Dienstbetriebe auch keine Zeit gefunden hätte. Eine Summe von Einzelheiten sollte der Bericht bieten, und als Skizze will das Ganze angesprochen sein.

